~~Philos.~~
~~Scr. 369~~
Anthr. 60^{m}

~~Philos. Anthrop. Scr. varia.~~
~~1276.~~

R.

Versuch
über den
Charakter des Menschen
und
eines Volkes überhaupt.

In einem kurzen Abrisse

von
F. L. von Hopffgarten.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius. 1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Versuch über den Charakter des Menschen und eines Volkes überhaupt.

Erster Theil.

§. 1.

Ein Volk ist eine große Versammlung von Menschen, die sich, ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Besten wegen, vereinigen, und durch Gesetze und Gewohnheiten regieret werden, welche, nach der Beschaffenheit ihres Landes, und ihrer Art zu denken, eingerichtet sind, und ihre wahre und gemeinschaftliche

Glückseligkeit gründen und befördern sollen. Ehe wir es also unternehmen, diesen Charakter näher zu untersuchen, der einem Volke, als ein Unterscheidungszeichen auf gewisse Art vor dem andern eigen ist, so scheinet es die Nothwendigkeit zu erfodern, daß wir die einzelnen Theile eines solchen Ganzen, mithin den Menschen insonderheit betrachten müssen. Wenn wir hernach diese einzelnen Züge zusammen nehmen, und sie in der Allgemeinheit ins Verhältniß ganzer Völker bringen, so wird offenbar, was hierinnen Nationalzug ist, und sich aufs Ganze anwenden läßt. Es theilen sich also die Betrachtungen hierüber in zween Abschnitte, davon der eine den Menschen insonderheit, der andere aber ihn in der großen Kette seiner Verbindung mit andern betrachtet.

§. 2.

§. 2.

Die große Zahl der Bewohner unsrer Erde, und deren unendliche Mannichfaltigkeit unter ihnen selbst, ist keine geringe Beschwerlichkeit bey einem Unternehmen, das ihren Charakter entweder insonderheit, oder überhaupt zu erforschen bemühet ist. Ein jeder Mensch ist eine kleine Welt, und obgleich viele, und in verschiedenen Gesichtspunkten, alle Menschen in gewissen Stücken übereinkommen, so hat doch jeder besonders wieder seinen eigenen Zug, und ganz verschiedene Art zu denken und zu handeln. Sollte man in einer so unabsehlichen Menge jedem Einzelnen nachspüren? Was für ein kühnes Unternehmen, das überdieß mit unübersteiglichen Hindernissen der Unmöglichkeit umgeben ist! Sollte man von Einem auf den

Andern schließen? Was für eine Gewißheit, daß meine Untersuchungen und Schlüsse, von Einigen auf Mehrere, richtig seyn werden; da ich wegen der unendlichen Verschiedenheit im Denken und Handeln nicht sicher bin, ob diese Schlüsse auch auf diejenigen passen werden, die ich nicht so genau untersuchet habe. Die allererste Frage fällt also natürlicher Weise auf die Wahl eines Weges, den man auszusuchen hat, um auf die übersehliche Höhe zu gelangen, auf welcher man das Ganze und Allgemeine, gleichsam in einem Blicke zu fassen im Stande ist. Ich habe nach meiner wenigen Einsicht nur einen möglich gefunden. Die Natur handelt, vermöge der von dem großen Schöpfer ihr eingeprägten Grundtriebe, nie anders, als nach gewissen ersten Gesetzen und

Re-

Regeln, nach welcher sich ihre Begebenheiten richten, und die sie, außer bey ganz ungewöhnlichen Veränderungen, zu überschreiten nicht gewohnt ist. Das sieht man in den Gesetzen der Bewegung, der Schwere, allgemeinen Ausdehnung, und bey vielen andern Dingen, die man unter diese allgemeine Klasse bringen könnte. Da nun diese, und andere dergleichen Gesetze, allgemeine der Natur sind, so müssen sie sich auch auf den Menschen selbst, und seine äußere sowohl, als innere Beschaffenheit, erstrecken; da er zur Welt, folglich zu denjenigen Dingen gehöret, die der große Gott dieser allgemeinen Richtschnur unterworfen hat. Kann man also ferner so glücklich seyn, diese Vorschriften in der Allgemeinheit, und in dem Innersten des Menschen aufzusu-

chen, und zu ergründen; so hat man alsdenn die allgemeinen Sätze, nach denen man den Menschen überhaupt beurtheilen, und seinen Charakter auf gewisse Art, auch durch eine unendliche Menge seines gleichen bestimmen kann. Denn hat man einmal einen Blick in das Innere der Natur und des Menschen selbst gethan, und die allgemeinen Grundsätze entdecket: So erhält man an ihnen sogleich den gemeinschaftlichen Maaßstab, der auch bey der unendlichen Verschiedenheit des Menschen allezeit passend ist, und das untrügliche Zeichen der Allgemeinheit an sich trägt, daß ihm kein einzelner Fall widerspricht, und sich bey der Anwendung leicht in alle verschiedene Fugen begiebt. Wir wollen also, so viel möglich, den Menschen seiner innern Natur nach, selbst betrachten.

§. 3.

Der Mensch besitzt einen ersten Grundtrieb, der bey ihm in der Folge zur Richtschnur seiner gesammten Gedanken und Handlungen anwächset, und der Beherrscher seiner sämmtlichen Begierden und Leidenschaften wird. Dieser muß in dem tiefsten Grunde des Herzens liegen. Wenn wir die ganze Schaar menschlicher Begierden durchgehen, und uns überall in den so abwechselnden Gegenständen seines Verlangens umgesehen haben, so finden wir endlich auf dem Grunde aller, die Eigenliebe, mit gebieterischem Ansehen sich erheben, und, als den Ursprung aller Leidenschaften, sich auch als ihre Königinn erheben. So wie sie der erste Grund aller Handlungen des Verstandes und Willens ist, so kehren auch

ihre sämmtliche Zwecke um, und zu ihr zurück. Sie ist also in aller Absicht der erste Grundtrieb der menschlichen Seele. Zwar borgt sie oft die Larve der Verstellung, und erscheint nicht selten im täuschenden Gewande, daß sie der Mensch in dieser Verkleidung vielmals verkennt: aber man entziehe ihr die trügerische Hülle, man dringe weiter bis auf den ersten Grund; so wird man die Eigenliebe, als die wahre und erste Ursache einer Handlung erblicken, deren Anschein oft eine ganz andere, ja wohl entgegengesetzte Quelle vermuthen ließ. Da der weise Schöpfer nichts mehr, als das Glück und die Wohlfahrt des Geschöpfes wollte; so legte er in ihm eben den Grundtrieb der Eigenliebe, deren stetes Bemühen dahin gerichtet ist. Sie verfehlt auch ihres Zweckes nicht, wenn

sie wohlgeordnet ist, und in den Schranken ihrer ersten Bestimmung bleibet; denn sobald sie diese überschreitet, so leget sie in der That ihre innere Natur ab, ohne ihr äußeres täuschendes Ansehen zu verlieren; sie wird in der Ausschweifung der wahre Haß des Menschen gegen sich selbst, und wirket sein Verderben so gewiß, als sie zuvor sein wahres Wohl befördert haben würde, wenn sie in den Gränzen der wahren Eigenliebe wäre. Dieß ist so gewiß, daß der Schöpfer selbst die Liebe zu sich an die Spitze aller menschlichen Pflichten gesetzet hat. Er selbst vollkommen glücklich, konnte nichts anders, als einen Wohlgefallen an der Glückseligkeit der Creatur finden, deren Grundtrieb er dahin eingerichtet hatte, durch die Eigenliebe ihr wahres Wohl zu suchen.

§. 4.

Bisher haben wir die Eigenliebe, als die Quelle aller menschlichen Leidenschaften betrachtet. Wir wollen dieselbe noch genauer untersuchen, und in ihr die Hauptströme entdecken, aus welchen alle andere Begierden, als Nebenflüsse sich ergießen, und aus welchen wir alle Charaktere der Menschen, so verschieden sie sind, in der Hauptsache beurtheilen können. Bey dieser Untersuchung finden wir drey Haupttriebe des menschlichen Herzens, welche wir, aus verschiedenen Gründen, die drey **Grundwillen** des Menschen nennen werden. Denn da ein jeder Sterblicher die ursprünglich eingepflanzte Begierde, glücklich zu seyn, vorzüglich empfindet, und die Eigenliebe, mit dem ganzen Heere ihrer Begierden, zu dem Willen des Menschen gehöret;

höret; so haben wir zu dieser Benennung einen genugsamen Grund. Ueberdieß enthält alles Verlangen in dem Triebe des Herzens eine Handlung des Willens. Da nun die Eigenliebe das erste und ursprünglichste Verlangen des Herzens ist, so ist es billig, daß wir die Hauptzweige desselben, die Grund- oder herrschenden Willen des Menschen nennen. Diese drey Hauptwillen nun sind die **Ehrbegierde**, der **Geiz**, und die **Wollust**, deren verschiedene Eigenschaften wir etwas näher untersuchen wollen, um den Menschen seiner innern Natur und seinem Charakter nach, kennen zu lernen.

§. 5.

Wenn wir über das ganze Geschlecht der Sterblichen eine Art von allgemei-

nen Blick thun, so steigt unsere Verwunderung über die fast jedem einzelnen Gegenstande eigene Verschiedenheit, bis auf den Gipfel eines billigen Erstaunens. Dennoch aber giebt es in diesem Meere unterschiedene Begierden und Verlangen, gewisse Orte und Punkte, wo sie alle übereinkommen, und zusammen fließen. Es ist nothwendig, daß wir erst diese betrachten, ehe wir in die wunderbare Verschiedenheit hineingehen, die in den Neigungen der Menschlichkeit herrschet.

§. 6.

Alle Menschen kommen darinnen überein, daß sie den König der Schrecken, und den Feind ihres Lebens in dem Tode verabscheuen. Sein Andenken erweckt ihnen Schauer, und seine

Annäherung die größte und schwerste Angst, welche die Trennung einer so genauen Vereinigung natürlich verursachen muß. Ihr allgemeiner Abscheu verbreitet sich auch über die Scenen des Elendes, und über die Bitterkeit der Drangsale, und so häufig sich auch immer jene in dem Laufe seiner fliehenden Tage einfinden, so oft sich diese zu den Süßigkeiten seiner kurzen Freuden, wie ein trügerischer Nachgeschmack mischet, so sehr widerstehen doch ihre sämmtlichen Kräfte, diesen beständigen Stöhrern der Glückseligkeit. Bey dem Bilde des Lebens aber ermuntern sich alle Kräfte des Gemüthes; die Heiterkeit lächelt ihm entgegen, und alle Wünsche vereinigen sich dahin, daß es, wo möglich, immerwährend, und so glücklich und angenehm seyn möchte, als es die Gränzen

der Möglichkeit erlauben. Seine Natur treibt ihn daher ursprünglich zu der Erhaltung eines Kleinodes, welches er so hoch schätzet; sie reizet ihn zu Speise, und Trank, als die Erneuerung seiner Kräfte und Erfrischung der Lebensgeister, und bey einem erwachsenen Alter läßt sie ihm die sanfte Sehnsucht nach dem andern Geschlechte, und die Süssigkeiten einer zärtlichen Vereinigung empfinden, die zur Ursache der Fortpflanzung seines eigenen Geschlechtes wird. Besonders ist ihm das reizende Gefühl der Freyheit über alle Vortheile schätzbar; er liebet sie nach ursprünglichen Trieben, und freuet sich ungemein bey den wünschenswerthen Vortheilen der Unabhängigkeit. Denn blendet ihn auch der Glanz der Reichthümer; es erzeugt in ihm die geizige Begierde

des

des Eigenthums um so mehr, als ihn auf der andern Seite die traurigen Bilder des Hungers, der Blöße, und der zitternden Armuth erschrecken.

Dieß sind gewisse Hauptpunkte, worinnen die schwärmenden Begierden aller Menschen, so sehr sie immer in der grossen Mannichfaltigkeit der Natur herumschweifen, sich dennoch wieder vereinigen, und zusammen kommen. So gewiß nun dieses ist, so unleugbar ist es auch, daß, wenn die Menschen von den heftigsten Leidenschaften so zu sagen über die Gränzen ihrer Natur aufgebracht sind, ihr eigenes Wohl nicht mehr achten, und dann öfters selbst wider die eben angeführten allgemeinen Wünsche der Menschheit handeln. Das Feuer einer glühenden Begierde oder einer außerordentlichen Wuth verzehrt alle andere

Vorstellungen, nur nicht diejenigen, welche die Nahrung und die Ursache dieser gewaltigen Hitze sind. Dann brechen die gesammten Kräfte des wütenden Menschen über alle Hinderungen durch, und vollenden im rasenden Eifer einen Lauf, der sie oft zu dem Ziele führet, wo sie sich stoßen, und wenn es noch Zeit ist, in reifern Ueberlegungen ihre Thorheit beweinen.

§. 7.

Noch ist der verschiedene Hang der Neigungen zu erklären. So sehr die Menschen ihre Glückseligkeit und Vergnügen lieben, so verschieden sind sie doch in den Vorstellungen und Begriffen dieses Glückes, welches sie durch das Anzügliche seiner Reize locket. Und so sehr sie immer die Bitterkeiten des

Schmer-

Schmerzens, und der Drangsale verabscheuen, so ähnliche Begriffe haben sie doch von diesen Feinden ihres natürlichen Verlangens.

§. 8.

Einige fühlen die weichlichen Eindrücke der Wollust vorzüglich in ihrem empfindsamen Herzen. Das Vergnügen ist ihr Gott, dem sie täglich ihre Kräfte weihen, und ihm den Weyrauch ihres Lobes streuen. Die geringste Beraubung der Lust, die ihrem Geschmacke mit holden Einflüssen schmeichelt, ist der schmerzlichste Verlust, der sie aufbringt, und in ihnen die traurigen Quellen des Grams und der Betrübniß öffnet. Unaufhaltsam reißt sie der Strom ihrer heftigen Leidenschaften zur Zärtlichkeit der Seele, und der Schönheit dahin, die in der zarten Mitte

des Herzens mit unumschränkter Gewalt herrschet.

§. 9.

Andere dürsten nur nach dem Eigenthume, und kein Glanz hat für sie verlangenswürdigere Reize, als die verblendenden Stralen, die der Reichthum verführerisch um sich verbreitet. Die Freude glänzet dann erst in ihren begierigen Augen, wenn sie sich den theuren Schätzen nähern, die ihre durstige Seele mit geizigem Vergnügen betrachtet. Ein immerwährendes Bestreben Güter zu erlangen, und die erlangten zu häufen — — dieß ist ihre einzige liebste Beschäftigung. Mit nagendem Unwillen sehen sie dann auf reichere hinauf und eine neidische Begierde kriecht heimtückisch ihnen zu, um sie auf eine oder die andere Art zu berauben. Ausgaben

gaben und Aufwand sind Dinge, die sie als Feinde fliehen, und als solche hassen.

§. 10.

Endlich belebt einige der hohe Trieb des Ehrgeizes, sein Feuer durchglüht ihre gesammten Adern, spannet die Kräfte ihrer Seelen zu erhabenen Trieben, und reißt ihr inneres Verlangen unaufhaltsam zur Hoheit dahin. Ein stolzer Zug beherrschet alle ihre Handlungen, und lenket den Lauf ihrer sämmtlichen Begierden. Sie kennen den Stachel des Vergnügens nur in der Herrschsucht, und ihre süßeste Beschäftigung ist, andere zu regieren, und ihnen Befehle zu ertheilen. Der Unmuth, der Zorn und das Mißvergnügen bemächtigen sich ihres ganzen Gemüthes, wenn sie entweder selbst die Banden der Unterwürfigkeit tragen, und folgen müssen, oder

wenn sie andern befehlen, und diese ihnen den Gehorsam versagen.

§. 11.

Die Erfahrung sowohl, als die nähere und innere Untersuchung des menschlichen Herzens, zeiget uns diese jetzt erwähnten Grundtriebe der Wollust, des Geizes, und der Ehrsucht, als die allgemeinen Beherrscher des ganzen menschlichen Geschlechtes, deren Scepter es unumgänglich unterworfen ist. Kein Sterblicher kann sich ihrer Gewalt entziehen, und keiner ist zu finden, in dem sich nicht diese Wirkungen eines oder mehrerer dieser Grundtriebe in dem ganzen Leben auf verschiedene Art äußern sollten.

§. 12.

Eine dieser herrschenden Begierden bemächtiget sich bey einigen oft der ganzen Macht zu handeln, so, daß sie die

andern zwo, nur als ihre untergebene und unterthänige Triebe betrachtet, die sie nach ihrem Gefallen leichte lenket, und die ihr ohne sonderlichen Widerstand folgen; wenn diese nicht von äußern Gegenständen auf eine außerordentliche Art gereizet und aufgebracht werden, in welchem Falle sich eine Ausnahme davon ereignet. Andere werden durch zween dieser Grundtriebe beweget, die durch ihre gemeinschaftlichen Kräfte um so eher die dritte Leidenschaft im Zügel und unter ihren Befehlen halten, als diese allein, und ganz ohne Hülfe sich befindet. Hingegen erhebt sich oft unter den zween Grundtrieben selbst, die das Regiment führen, ein gewaltsamer Streit, der den Menschen kaum wahrnehmen läßt, welcher über den andern siegen werde, obgleich immer einer der herrschende, und

 stär-

stärkere ist, und am Ende den Ausspruch thut. Andere befinden sich gleichsam mitten auf einem ungestümen Meere der Leidenschaften. Bey ihnen sind alle drey Grundwillen fast von gleichen Kräften und von solcher Stärke, daß sie alle Augenblicke einen innern Streit empfinden, der sie bald auf diese, bald auf jene Seite dahin reißt. Endlich kommen zuweilen andere Umstände, und äußere Reizungen darzu, die einem derselbigen das Uebergewicht um so mehr ertheilen, wenn dadurch den andern zween kein großer Abbruch geschieht.

§. 13.

Man könnte hier leicht auf einen falschen Abweg gerathen, den wir sorgfältig zu vermeiden haben, wenn wir den Pfad der Wahrheit hierbey nicht verfehlen wollen. Man könnte glauben,

daß

daß der Trieb, der uns zu den süßesten Reizungen der Wollust dahin reißt, oder die stolze Begierde nach Ehre und Ruhm, endlich auch, die nie befriedigte Sucht nach Reichthümern und Schätzen, daß diese gesammten Leidenschaften nichts als verschiedene auf einander folgende Bewegungen wären, welche in der gemeinschaftlichen Quelle des Willens erzeugt, oder vielleicht vom Verstande ihren Ursprung erhielten. Wir wollen sie aber näher und in ihrer ersten Entstehung betrachten, um uns von dem Vorurtheile unter der Larve der Wahrscheinlichkeit, nicht hintergehen zu lassen.

§. 14.

Der Verstand ist, zwar nicht in Absicht der Stärke und Fähigkeit, aber wohl in Ansehung seines innern Wesens und seiner Beschaffenheit, bey allen

Menschen ein und eben derselbe; daher ist er niemals die Ursache, der unter und wider einander streitenden Bewegungen, weil er keine verschiedenen, noch weniger einander sich zuwider laufende Quellen und Kräfte in sich enthält. Auch hat er auf die Leidenschaften, in sofern er intellectus purus, und nicht schon mit dem gereizten Willen verbunden ist, gar keinen Einfluß auf die Begierden, ist also an und vor sich völlig von den herrschenden Neigungen getrennet, welche einen steten Anlaß zu den streitenden Bewegungen geben, die den Menschen so oft beunruhigen. Wir können daher im Gegensatze einen andern Schluß folgern. Da unser Gefühl, und die Erfahrung uns den Streit der Begierden, auf die deutlichste Art darleget, so schließen wir auch hieraus billig, daß sie nicht aus

einer gemeinschaftlichen, sondern aus verschiedenen Quellen entspringen müssen. Sie sind also an sich selbst Grundtriebe des menschlichen Herzens, die von verschiedenem Ursprunge, als völlig von einander unterschiedene Leidenschaften, bestehen, ob sie gleich alle insgesammt endlich in den allgemeinen Ursprung der Eigenliebe zurück fließen.

§. 15.

Damit aber auch die Wahrheit dieses Satzes in ein helleres Licht gesetzet werde, so wollen wir die innere Verschiedenheit der Leidenschaften zu mehrerer Deutlichkeit näher beleuchten, und ihre Wirkungen, sowohl bey einzelnen, als verschiedenen Menschen genauer durchzugehen uns bemühen.

§. 16.

Die Schätze, mit den gesammten Reizen des Eigenthums sind eben nicht die Lieblinge der Wollust, als in so ferne sie ihren zärtlichen Trieben, und dem heftigen Verlangen ihrer Begierden, Genüge zu leisten im Stande sind. Sie ist vielmehr aufgelegt, sie nach den Neigungen ihres weichlichen, und gemeiniglich guten Herzens über viele zu verbreiten, und ihrem mitleidigen Zuge, bey Austheilung der Wohlthaten, für die leidende Nothdurft zu folgen. Sie thut gern gutes, und gönnet ihre Besitzungen mit vieler Freygebigkeit auch andern, die daran Theil nehmen wollen. Hingegen ist sie ein Feind des Stolzes, und der daraus erzeugten Begierde nach Ehre und Ruhm. Denn diese hebt die gemeinschaftliche Verbindung auf, welche

che die Wollust mit freundschaftlichem Vergnügen suchet, und will sich mit verachtendem Eckel über die vertrauliche Bekanntschaft erheben, worinnen jene ihre Lust findet.

§. 17.

Der Geiz widerstreitet auf vielen Seiten der Wollust. Er sieht wie sie die Güter verschwendet, die er mit unendlicher Mühe, und so sorgsamer Arbeit zusammen zu bringen suchet, und wie sie das Eigenthum wenig achtet, welches der immerwährende Wunsch seiner Bemühungen und das einzige Vergnügen seiner harten Beschwerlichkeiten ist. Auch flieht er mit dem heftigsten Widerwillen alle Triebe, die dem Ehrgeize nahe kommen; denn auch dieser achtet aus großmüthigem Zuge nicht Reichthümer noch Schätze, und verschwendet sie, zu Erreichung

seiner

seiner stolzen Absichten, mit Haufen, wenn es die Gelegenheit erfodert, glänzend, oder freygebig zu seyn.

§. 18.

Endlich so kann der hohe Trieb der Ehrsucht, weder die Wollust, noch den Geiz neben sich leiden, da diese bey Erlangung der Ehre, und eines vorzüglichen Grades der Hoheit viele Hindernisse in den Weg legen, und auf verschiedene Art zuwider sind. Seine stolzen Gesinnungen verachten das Weichliche und Schwache der Wollust, und verabscheuen das Niederträchtige und Kriechende des Geizes. Da sich also die Wollust, die Ehrbegierde, und der Geiz, als Gebieter des menschlichen Herzens aufwerfen, so sind sie sich auch, nach ihrem verschiedentlichen Hange, unter einander selbst zuwider, und ihre Anhänger gehen sich

oft

oft in ihren Handlungen entgegen. Die Erkenntniß der innern Natur des Menschen, und die Erfahrung, beyde bestätigen uns dieses. Oft äußern auch diese Leidenschaften ihre verschiedenen, und wider sich streitenden Wirkungen in dem Menschen selbst, eben so, wie sie sich gegen andere äußerlich bezeigen.

§. 19.

Ein aufmerksamer Beobachter seiner innern Bewegungen, wird merklich bey sich fühlen, wie die Furcht vor der Schande, nebst der Gefahr der Krankheit und des Todes, oder eines ansehnlichen Verlustes, mit dem süßen Verlangen der Wollust streiten, welche jenen entgegen ist. Er wird wahrnehmen, wie sich der Abscheu vor einer beschwerlichen Arbeit, und die Wirkung einer unthätigen Trägheit, nebst den fürchterlichen Gestalten drohender

der Gefahren, der Ehrgeizigen Begierde, und dem brennenden Verlangen nach Herrschaft, Gewalt, und der glänzenden Ehre entgegensetzen. Noch leichter wird er endlich bemerken, mit wie vielen Gründen, mit was für ängstlichen Vorstellungen, die Furcht vor nagenden Sorgen, beschwerlichen Bemühungen, und einer verunehrenden Schmach, dem geizigen Verlangen, reich zu werden, entgegen gehet.

§. 20.

Wir sehen hier einem Einwurfe entgegen, den wir nothwendig erst heben müssen, ehe wir weiter zu gehen im Stande sind. Wenn wir die Sache in die genaueste Erwegung ziehen, so können wir nicht läugnen, daß Hoffnung, Furcht, Freude, Betrübniß einander sich nicht eben so entgegen gesetzt seyn sollten,

ten, als Wollust, Ehrsucht und Geiz in ihren verschiedenen Wirkungen sich unter einander bestreiten. Dennoch sehen wir, daß die ersten oft aus einer einzigen Quelle des Willens entspringen können. Denn die Wollust hoffet, sie freuet, fürchtet, und betrübet sich, nach den verschiedenen Umständen eben sowohl als die Ehrbegierde und der Geiz. Hätten wir also nicht Ursache zu glauben, daß Wollust, Ehrbegierde, und Geiz ihrer entgegen gesetzten Wirkungen ungeachtet, so wie die Furcht und Hoffnung, von einem gemeinschaftlichen Ursprunge hergeleitet werden könnten, vielleicht mit eben dem Rechte, als wir uns zu behaupten getrauet haben, daß sie ganz verschiedene, von sich unabhängige, und für sich allein bestehende Willen sind?

§. 21.

§. 21.

Allein hier müssen wir durch den betrüglichen Schein dringen, und unser Augenmerk besonders darauf richten, daß Hoffnung, Furcht, Freude, Betrübniß, nicht die ersten Grundquellen des Willens, oder die Hauptleidenschaften selbst sind, sondern daß sie gemeinschaftliche und erzeugte Wirkungen und Affecten, der unter einander sich streitenden Haupt- und Grundbegierden ausmachen, welches die Folge in ein helleres Licht setzen wird. Ueberdieß würde man in einen irrigen Weg einschlagen, wenn man glauben wollte, daß diese vier gemeinschaftlichen Wirkungen sich in der That einander entgegen wären, und auf einmal wider einander stritten. Denn sie sind nicht zu gleicher Zeit im Herzen, und werden nicht auf einmal

darinnen empfunden, sondern es folgt eine auf die andere; dahingegen die einander sich entgegen gesetzten, und widrigen Stöße der Wollust, Ehrsucht und des Geizes, auf einmal, und zu gleicher Zeit sich fühlen lassen.

§. 22.

Ob daher gleich alles, was wider einander streitet, sich auch einander entgegen gesetzt seyn muß, so kämpfen doch nicht alle entgegen gesetzte Dinge wider einander. Es befindet sich also dasjenige, was wir in der Furcht, Betrübniß, Hoffnung und Freude widerstreitendes finden, nicht in diesen Leidenschaften selbst, sondern blos in unsern Begriffen, die wir davon hegen.

§. 23.

Obgleich die gesammten Handlungen des Verstandes, sich vom Leiden anfan-

gen, da er sich, in Absicht des Willens, allezeit leidend verhält, und, um zu denken, oder mit dem Verstande zu handeln, man stets dem Willen erst dazu haben muß; so kann man doch auf gewisse Weise von dem Verstande behaupten, daß er seine eigene Art zu handeln habe. Ein Beyspiel davon ist, wenn ein Schlafengehender sich mit dem Vorsatze über gewisse Gegenstände nachzudenken, niederleget. Wenn er genug nachgedacht zu haben glaubet, und nunmehr den Willen hat einzuschlafen, so achtet der Verstand nicht mehr das Gebot des Willens, er fährt fort in anhaltenden Betrachtungen seinen eigenen Thätigkeiten zu folgen, bis vielleicht eine gänzliche Mattigkeit im sanften Morgenschlummer über ihn verbreitet.

§. 24.

Im Gegentheile ist aller Wille an sich betrachtet seiner Natur nach eine thätige wirkende Kraft, ob er sich gleich auch gegen andere wirkende Kräfte außer ihm, leidend verhält, das ist, ob gleich viele seiner Begierden von andern wirkenden Kräften gereizt, und angetrieben werden, welche sonst vielleicht in ihrer Ruhe geblieben wären. Dieß ist so gewiß, daß der Wille fast in allen seinen Handlungen von andern wirkenden Kräften ermuntert und bewegt wird; und hier glauben wir den rechten Grund gefunden zu haben, warum wir die drey thätigen Grundbegierden der Seele, auch Leidenschaften nennen können, da sie sich in vielen Fällen, gegen die Dinge außer ihnen leidend verhalten.

§. 25.

Die drey ursprünglichen Grundtriebe der Wollust, Ehrsucht und des Geizes, sind drey, in dem Herzen ursprüngliche thätige wirkende Kräfte des Willens, die den Verstand, und die ganze Bewegungskraft antreiben, mit dem gewünschten Gegenstande, besonders in der Abwesenheit sich zu vereinigen. Mit diesem Verlangen ist auch der dreyfache thätige Haß und Abscheu verbunden, nach welchen wir die unsern Lieblingsneigungen entgegengesetzten und streitenden Dinge zu vermeiden und zu fliehen, auch in der Abwesenheit sie zu verabscheuen, oder sie bey ihrer unangenehmen Anwesenheit aus dem Wege zu räumen trachten.

§. 26.

Hoffnung, Furcht, Freude und Betrübniß hingegen sind Bewegungen der Seele,

Seele, deren Ursprung aus der Empfindung anderer wirkenden Kräfte in oder außer dem Menschen herzuleiten ist, und welche, nach Maaßgabe ihrer Wirkungen, entweder der Haupt- und Grundleidenschaft des Menschen gemäß sind, oder sich selbiger widersetzen.

§. 27.

Wenn aus der Empfindung der Hülfe verschiedener wirkenden Kräfte, und bey dem Bewußtseyn keiner Hindernisse, das Herz einen gewissen frohen Trieb, und eine Reizung des Verlangens empfindet, so nennen wir dieses Hoffnung, welche mit Erlangung des gewünschten Gegenstandes, und Vermeidung der ihr unangenehmen Dinge sich schmeichelt. Die **Furcht** hingegen, welche viele Hindernisse bey Erreichung ihrer Wünsche, und viele Möglichkeiten zur Herannahung

der Widerwärtigkeit erblickt, entspringt aus der Unterdrückung der ersten Grundleidenschaft, welche dem Menschen dasjenige Verlangen läßt, was ihm die Furcht, mit so vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten umgeben, vorstellet.

§. 28.

Wenn wir in dem Genusse der gewünschten Sache selbst sind, und die Hoffnung, uns mit dem fortdaurenden Besitze derselben schmeichelt, so entstehet hieraus die Freude; läßt uns aber eine traurige Aussicht ins Künftige die beständige Anwesenheit der Widerwärtigkeiten erblicken, so entspringen nothwendig die unangenehmen Wirkungen, welche wir Betrübniß heißen. Die Empfindung des gegenwärtigen Guten und Bösen aber, in so fern sie Freude und Betrübniß wirken, gehören nicht zu der Art

von Leidenschaften, von welchen wir hier handeln. Denn wird der Besitz der gewünschten Sache durch eine sehr wahrscheinliche Gefahr bedrohet, selbige zu verlieren; werden wir auf diese Art von der Furcht beängstiget, so fühlen wir bey diesem Genusse mehr die Wirkungen der Betrübniß, als die Annehmlichkeiten der Freude. Läßt uns hingegen die Hoffnung die nahe Gelegenheit erblicken, des gegenwärtigen Uebels bald los zu werden; schmeichelt sie uns mit einer frohen Befreyung, so äußern sich mehr die Reizungen der Freude, als die Bitterkeiten der Betrübniß, welche aus den anwesenden Widerwärtigkeiten entspringen konnten.

§. 29.

Hieraus entstehen also zwo Arten der Leidenschaften, die erste reizet die Grund-

triebe des Willens, die andere hingegen suchet sie in einem steten Streite zu bekämpfen und zu unterdrücken. Wir müssen dennoch ein genaues Augenmerk auf den Unterschied haben, welcher die Anreizung der Leidenschaft, von ihrer ersten Erzeugung oder Entstehung, und die bloße Unterdrückung von dem gänzlichen Aufhören, und von der völligen Zerrüttung derselben unterscheidet. Denn keine äußere wirkende Kraft ist im Stande, den ersten Grundtrieb des Willens zu erzeugen; keine hingegen ist mit der Macht begabt, ihn gänzlich zu zerstöhren, und zu Grunde zu richten. So bald der Mensch mit dem kostbaren Geschenke des Lebens sein Daseyn erhält, so sind auch schon die Leidenschaften da, und stehen mit ihm in einer so unzertrennlichen Verbindung, daß sie nicht

eher,

eher, als mit dem Tode, und gänzlichen Auflösung der Kräfte des Menschen verschwinden.

§. 30.

Wenn man sich daher recht genau ausdrücken will, so kann man in der That nur zwo Leidenschaften der ersten drey Grundtriebe des Willens, nämlich Furcht und Hoffnung, behaupten. Von Natur ist nur die Hoffnung dem menschlichen Herzen eigen, und die Furcht erhält allezeit ihre Entstehung von einem fremden, und außer ihm sich befindenden Gegenstande.

§. 31.

Die ersten Grundwillen des Menschen enthalten schon selbst so viel Bestreben zu handeln, daß sie eben nicht nothwendig einer Anreizung hierzu bedürftig sind; sie können in diesem Falle völlig

für sich bestehen, da sie eigenthümliche Triebe zu wirken besitzen, wenn sie nicht von andern fremden wirkenden Kräften darinnen gestöhret werden. Denn nichts als diese legen ihnen Hinderungen in den Weg. Und hieraus können wir deutlich sehen, daß die Furcht nicht allezeit der Hoffnung entgegen gesetzt ist, die Hoffnung aber, die Seele stets mit einem Muthe ausrüstet, unerschrocken der Furcht entgegen zu gehen, welche sie zu bekämpfen suchet. Wo sich aber gar kein Verlangen befindet, da kann auch keine Hoffnung erzeugt werden, und wo keine Aufmunterungen der Hoffnung vorhanden sind, da befinden sich auch keine Besorglichkeiten der Furcht.

§. 32.

Hierdurch wollen wir aber nicht in Abrede seyn, daß die, dem Willen von

Natur

Natur eigenthůmliche Hoffnung, durch den Beystand der Kråfte anderer Dinge, durch eine Erhöhung der Leidenschaft, nicht könne stårker gemacht und vermehret werden, wenn diese Kråfte mit der dem Herzen eigenen Hoffnung in eine Verbindung treten. Es können daher andere wirkende Kråfte, nicht nur die Besorglichkeiten und Schrecken der Furcht vermehren, sondern haben ihnen auch allezeit ihren gånzlichen Ursprung zu verdanken: da sie hingegen die Hoffnung wohl zu vermehren, aber nicht hervorzubringen im Stande sind. Und nun erkennen wir die Ursachen, warum wir in der Hoffnung eine Leidenschaft erblicken, die ihren Ursprung in dem Herzen, und in den Grundwillen selbst empfångt. Es wird deutlicher erhellen, warum die Furcht nicht in dem Herzen

selbst, sondern von wirkenden Kräften anderer Gegenstände außer ihm erzeuget werde. Die Hoffnung belebt die Seele und äußert ihre heitern Wirkungen gar oft, ohne die Merkmaale einiges Streits und Bekämpfung mit andern wirkenden Kräften: die Furcht hingegen kann ohne dieselbe nicht gedacht werden, und setzet im Grunde allezeit einen innern Zwist der Leidenschaften voraus.

§. 33.

Wir könnten also die Furcht im eigentlichen Verstande und ganz vorzüglich eine Leidenschaft des Willens nennen, weil derselbe von den Wirkungen der Furcht allezeit leiden muß, oder mit andern Worten, sich allezeit leidend gegen sie verhält: dahingegen die Hoffnung, dem Herzen natürlich, ihm nichts empfinden läßt, was einem Leiden ähnlich

lich wäre; auch bey der Abwesenheit der Furcht, und ohne widrigen Einfluß der Kräfte anderer Dinge äußert sie ihre Wirkungen, und belebt die Seele mit Muthe. Sie nimmt alsdenn nur nach den Umständen die Eigenschaften der Leidenschaft in diesem Verstande an, wenn die Furcht ihr entgegen gesetzet ist. Die Hoffnung, welche durch den Beystand anderer Dinge noch mehr Reizung erhält, hat viele Aehnlichkeit mit dem Stoße, den man einem schon zuvor in Bewegung gebrachten Körper giebt, daß er sich noch schneller und heftiger nach den Ort seiner Bestimmung bewegt.

§. 34.

Alles hat seine Gränzen, nnd trägt die Zeichen der Vergänglichkeit an sich; daher auch der Wille seine Endlichkeit

hat.

hat. Alle Willen der Menschen, könnten sie auch vereiniget werden, würden vernünftiger Weise nichts unmögliches wünschen können. Die bald unendliche Zahl der Dinge, enthält nur zweyerley wirkende Kräfte, in Rücksicht auf unsern Willen in sich. Die ersten sind unserm Willen gemäß, und befördern oder befriedigen sein Verlangen, die andern widerstehen und erschweren ihm den Besitz der gewünschten Sache. Allezeit ist es aber vernünftiger, daß sich der Wille nach den wirkenden Kräften der verschiedenen Gegenstände richtet, als zu verlangen, daß sich diese nach unsern Wünschen fügen sollten.

§. 35.

Die Erfahrung aber hat es uns ganz besonders gewiesen, daß sich die Menschen selbst unter einander ungemein

scha-

schaden oder helfen können. Man verachte nicht die Schwachheit und das geringe Ansehen; denn es können Fälle kommen, wo der Hülfsbedürftigste einen unvergeltlichen Dienst leisten kann; dahingegen auch Gelegenheiten sich äussern, wo das verschmähte Elend sich zu rächen, und einen unersetzlichen Schaden zuzufügen im Stande ist. Kein Mensch befindet sich auf dem Gipfel der Sicherheit, keiner ist so vermögend, daß er nicht einmal der Hülfe des geringsten Menschen benöthiget seyn könnte, und keiner von einer solchen Macht und Ansehen, daß ihn nicht widrige Zufälle den Nachstellungen der elendesten und niedrigsten Personen aussetzen könnten.

§. 36.

Wir sind zu einer allgemeinen Liebe eben so wenig, als zu einem allgemeinen

Haß

Haß fähig. Kein Sterblicher liebet alle seine Mitbrüder, er wird nicht suchen, aller ihren Willen zu befördern, und Vorschub zu thun; denn es giebt viele darunter, die dem Seinigen zuwider sind. Hingegen findet sich Niemand, der jedermann hasset, und in seinen Unternehmungen ihnen entgegen geht; denn einige darunter werden vielleicht auch mit seinem Sinne überein kommen.

§. 37.

Die genauesten Beobachtungen über das menschliche Geschlecht haben uns die traurigen Bemerkungen geliefert, daß es eine große Anzahl gebe, welche sehr wenige lieben, und den größten Theil ihrer Mitgeschöpfe hassen, oder mit einer öden Gleichgültigkeit betrachten. Es ist bey uns zur Seltenheit geworden, den schätzbaren Mann zu finden,

der

der nur wenigen zuwider, und dem größten Theile gewogen sey. Wir wissen durch eine eben so demüthigende Ueberzeugung, daß kein Mensch gegen den andern eine so reine und vollkommene Liebe hege, daß nicht seine Neigung aufhören und verlöschen könnte. Der Haß hat aber auch seine Gränzen, die er nicht überschreitet, und keine Abneigung kann zu der Stärke gelangen, daß sie sich nicht verändern, und wenigstens in Gleichgültigkeit, obgleich schwerlich in Gunst, verwandeln könne.

§. 38.

Wenn die Willen der Menschen in eine genaue Verbindung treten, so wird durch diese Stärke der Vereinigung, die Hoffnung vermehret, und entstehet diejenige Neigung der Seele gegen einander, welche wir Freundschaft und Liebe

nennen. Auf der andern Seite ist die traurige Quelle des Krieges und alle Arten des Streits in der Zwietracht der Willen zu suchen, welche durch die Trennung der vorigen Eintracht die Furcht erzeuget und vermehret.

§. 39.

Viele haben zwar die Gewalt in Händen; sie könnten schaden, sie könnten auch Hülfe leisten; aber sie haben nicht allezeit den Willen dazu. Noch andere giebt es, die sich ihrer Macht zur Beförderung des Glücks, und auch zum Verderben bedienen. Einige haben wohl den Willen, aber nicht das Vermögen. Manche haben weder den Willen, noch die Macht.

§. 40.

Es giebt also Leute, welche Macht besitzen, unsern Willen und Anschlägen

nicht

nicht allein Hinderungen in den Weg zu legen, sondern die auch den Willen darzu haben, und uns zu schaden bemühet sind; diese scheuen wir mit einer vernünftigen Furcht. Hingegen ist es der Vernunft nicht gemäß, diejenigen zu fürchten, die entweder diese Macht, oder den Willen nicht dazu haben. Eben so verhält es sich mit der Hoffnung, die nach eben dem Maaßstabe für vernünftig, oder ungegründet zu achten ist.

§. 41.

Aus der gesammten Geschichte der Menschlichkeit können wir abnehmen, daß man sich sehr wenig auf die Hülfe und Macht der Sterblichen zu verlassen habe; hingegen eine viel gegründetere Furcht und Mißtrauen gegen die große Menge derselben hegen müsse, weil der meiste Theil mehr zum Schaden, als

zur Hülfe geneigt ist. Unser Bezeigen muß also so eingerichtet seyn, daß wir allezeit mehr die Macht der Menschen zur Hülfe ermuntern, als ihre Gewalt und Begierde zu schaden aufbringen. Nichts aber reizet sie mehr, als wenn man ihrem Verlangen und Unternehmungen entgegen gehet, denselben Hindernisse in den Weg leget, und sie weder achtet noch fürchtet. Hingegen wird ihre Hülfsbegierde und Dienstfertigkeit, durch die Achtung, so ich ihrem Vermögen und ihrer Gewalt bezeige, und die Behülflichkeit, ihr Verlangen zu befriedigen, in Bewegung gesetzet.

§. 42.

Der vernünftige Mann bestrebt sich, so viel möglich, die Absichten anderer zu befördern, und die Wirkungen seiner Freundschaft allgemein zu machen; aber des-

deswegen hat er doch vor dem größten Haufen der Menschen eine gegründete Furcht, die ihm nur in Wenigen Hoffnung und in gar keinem ein Vertrauen setzen läßt. Denn dieses steht allein dem großen Schöpfer seines Wesens zu, der ihm täglich durch so viele Merkmale seiner hohen Gnade, einen so gegründeten Anlaß dazu giebt.

§. 43.

Die Furcht ist also mit der vernünftigen Menschenliebe in einer genauern Verbindung, als man Anfangs denken sollte; denn sie ist eben so wenig allezeit die Ursache des Hasses, als die Hoffnung stets die Veranlassung zur Liebe ist.

§. 44.

Der vernünftige Mann nimmt auch seine eigenen Kräfte in Beurtheilung der Fähigkeiten anderer niemals zum

Maaßstabe an; aber diese dienen ihm auch wiederum eben so wenig die seinigen darnach zu messen. Denn in diesem Meere der Veränderung wechselt die Mannichfaltigkeit der Kräfte des Verstandes, so wie des Körpers bey dem Menschen auf unendliche Weise ab.

§. 45.

Viele besitzen vorzügliche und außerordentliche Gaben, und bey manchen sind sie ziemlich gleich, aber alle unterscheiden sich im Willen. Dieser wechselt in einer unabsehlichen Mannichfaltigkeit bey allen Sterblichen ab. so, daß, wenn man je Ursache hat, nie die Kräfte seiner Seelen, noch des Körpers nach andrer ihren zu beurtheilen, man noch viel weniger Grund haben würde, die so verschiedenen Willen der Menschen

nach

nach dem seinigen, noch diesen nach jenen genau und richtig zu erwägen.

§. 46.

Wir haben dem zu Folge oft einen Hang zu Gegenständen, woran andere mit dem größten Widerwillen denken, und so verabscheuen wir im Gegentheil Dinge, die andere mit vieler Begierde aufsuchen. Also ist manchem etwas leicht, was dem andern sehr schwer ankommen würde.

§. 47.

Gleichwohl kann keinem Menschen das unmöglich seyn, was der andere zu thun vermögend ist, ob es diesem gleich leichter ist, da nicht allein jedes Herz der Menschen, die drey ursprünglichen Quellen des Willens in den Reizungen zur Wollust, Ehrbegierde und dem Geize enthalten, sondern auch jede Gattung

der Kräfte, eine Stärke durch die Uebung erhält, die sie vielleicht zuvor nicht kannte. Eine frühe Gewohnheit läßt uns daher oft zur Möglichkeit solcher Unternehmungen gelangen, die sonst für uns mit unübersteiglichen Hindernissen umgeben gewesen wären, so wie sie uns hingegen die Vernachläßigung, auf eben die Art, bey Dingen in den Weg leget, welche uns nichts weniger als schwer ankamen. Daher hat die Gewohnheit den Namen der andern Natur erhalten.

§. 48.

Jemehr man an einer Sache Vergnügen hat, je häufiger uns die Beyspiele davon vor Augen liegen, je stärker wird die Gewohnheit. Daher ist sie oft der Grund zur Hoffnung, und eine wirkende Ursache, sie zu ermuntern; so wie hingegen die Seltenheit der Beyspiele,

oder deren gänzliche Ermangelung, genugsamen, ja den stärksten Grund zur Furcht enthält.

§. 49.

Unter der unzählichen Schaar wirkender Kräfte, welche die gesammte Natur beleben, giebt es, wie wir schon bemerkt haben, viele, die unsere ersten Grundtriebe entweder erregen, oder selbige niederschlagen.

§. 50.

Nichts ist zum Beyspiele fähiger, die süßen Triebe der Wollust aufzubringen, als die Reize einer angenehmen Person, die auf uns einen besondern Eindruck machet. So kann auch der Genuß der Speise und des Trankes ähnliche Wirkungen hervorbringen. Die gänzliche Ermangelung der Dinge aber, schlägt oft diese Begierden nieder, oder enthält

doch gewiß den Grund zur Ungewohntheit, daß wir sie so nennen dürfen.

§. 51.

Wie stark wirket der Stachel des Ehrgeizes, in dem Herzen des Stolzen, bey dem Anblicke der Ehrenzeichen, und der ermunternden Stimme des Lobes: seine ganze Natur bewegt sich im Gegentheile, vor den Scenen der Verachtung und der Schmach. Ohne diese Bilder wird der Ehrgeiz matt, und sein Feuer drohet zu verlöschen.

§. 52.

Das Glück, welches in der Austheilung seiner Güter so ungleich ist, giebt bey der Entstehung des Reichthums und der Armuth die Veranlassung zum Geize. Ohne diese Ungleichheit der Umstände würde er keine Nahrung haben.

§. 53

Der herrschende Wille des Menschen äußert allezeit seine Gewalt über diejenigen von geringerer Stärke, wenn er auch gleich von den wirkenden Kräften andrer Dinge außer ihm, nicht erhöhet, und zu einer ansehnlichen Stärke gebracht würde. Aus dem Grunde siegt der Ehrbegierige leicht über die Anreizungen der Wollust, und über die geizige Begierde nach Reichthümern; denn in ihm herrscht eine edle Verachtung derselben, so bald sie der Ehre Eintrag thun.

§. 54.

Indessen verbinden sich doch oft die Kräfte zweener schwächerer Willen, die Stärke des Herrschenden zu bekämpfen. Und in diesem Falle liegt er gemeiniglich unter. So wird ein Ehrbegieriger vielmal von dem Schrecken der

Furcht-

Furchtsamkeit überfallen, und streitet vergebens sie zu überwinden, da sie eine gemeinschaftliche Leidenschaft der Wollust und des Geizes, und ihnen besonders eigen ist.

§. 55.

Der schwächste Wille erlangt oft eine Macht, die der Stärke des Herrschenden überlegen ist, so bald ihm die wirkenden Kräfte anderer Dinge außerordentlich beystehen, und seine Triebfedern ungewöhnlich anspannen. Vergebens wird in diesem Falle der Ehrgeizige wider die holden Reizungen einer großen Schönheit, oder mehr reizender Personen streiten, seine stolzen Gesinnungen werden endlich den zärtlichen Eindrücken nachgeben, und er wird der Wollust unterliegen, die er im Grunde verachtet.

§. 56.

§. 56

Wenn aber die wirkenden Kräfte anderer Dinge, mit der Macht der schwächern Willen überdieses in eine Verbindung treten, um ihnen in ihren eigenthümlichen Neigungen beyzustehen, so wird sich der herrschende Wille um so mehr für überwunden achten, als er den erhöheten und vervielfältigten Kräften seiner Gegner, Widerstand zu thun, zu unvermögend ist. Sollte also diese schon an sich so verführerische Schönheit, den Ehrgeizigen noch dazu mit dem Glanze großer Geschenke blenden, so wird er, durch diese doppelten Lockungen entkräftet, ihnen um desto eher unterliegen.

§. 57.

Oft sind die Macht und Wirkungen des schwächsten Willens, wenn er von

den wirkenden Kräften anderer Dinge einen vielfältigen Beystand erhält, weit größer, und äußern sich weit merklicher, als bey andern, wo eben dieser Wille der herrschende ist. So kann der Ehrbegierige, von der außerordentlich gereizten Wollust oder dem Geize, weit mehr ausarten, als Leute, bey denen diese Willen die herrschenden sind.

§. 58.

Die herrschende Neigung fängt bald Feuer, und eine jede wirkende Kraft ist leicht im Stande, sie zu erregen; aber der beherrschte, wenn ich so sagen darf, und unterthänige Wille ist stärkerer Neizungen benöthiget, um ihm die Gewalt beyzulegen, mit welcher er die mächtigere Triebfeder entkräften will. Ein jedes Lob, alle Merkmale der Ehre und des Ruhms reizen den Ehrgeizigen; dahingegen

gegen bey dem Wollüstling, und dem Geizigen sehr wichtige Gründe, viel Glanz der Ehre, oder ein außerordentliches Schrecken der Schande erfodert wird, um ihn zu einer Handlung zu bringen, die seinen wollüstigen Regungen, oder dem geizigen Verlangen nach Gütern zuwider ist.

§. 59.

Wenn der schwächste Wille eine Sache verlangt, die der herrschenden Begierde entweder gar nicht, oder nur wenig entgegen stehet, so braucht die wirkende Kraft nicht so groß, als sonst zu seyn, um diesen Willen wirksam zu machen. Der Ehrgeizige wird in diesem Falle weit eher den Lockungen der Schönheit nachgeben, wenn er versichert ist, daß er nichts wegen seiner Ehre und des Rufs dabey zu besorgen habe.

§. 60.

Die unendliche Mannichfaltigkeit wirkender Kräfte andrer Dinge sowohl, als des menschlichen Willens selbst, geben zu vielem Zwiste und streitenden Regungen Anlaß, die die meisten Menschen nicht genau bemerken, da sie wenig Betrachtungen über sich und die menschliche Natur überhaupt anstellen, und immer beschäftiget sind, die wirkenden Kräfte anderer Dinge außer ihnen, als ihre eigenen zu ergründen. Ueberdieß lassen sich diese Empfindungen mehr fühlen, als a priori beweisen. Einige Beyspiele können hierüber ein größeres Licht verbreiten.

§. 61.

Der Einfluß der Ehrbegierde, und des Geizes wirkt, bey den ihnen untergebenen Menschen, einen ganz besondern

Haß,

Haß und Verachtung gegen die Handlungen der Wollüstigen, die allezeit das Merkmaal ihres unreinen Ursprungs an sich haben. Die Art der Wollüstlinge aber, die sich dem Sinne des Geschmacks und der naschigten Begierde des Gaums ergeben haben, ermuntern vielmals zur Freude und Heiterkeit, nur bey dem Ehrbegierigen erwecken sie Mißvergnügen, und den Geizigen gereichen sie zur Verachtung.

§. 62.

Die stolzen herrschsüchtigen, oft aber auch edlen Handlungen derjenigen, die das Ziel ihrer Wünsche in Befriedigung ihres Durstes nach Ehre und Ruhm suchen, erwecken bey vielen Zorn; bey andern erregen sie Furcht, und bey einigen wirken sie Hochachtung.

§. 63.

Der Geiz hat eine Quelle der Betrübniß, und einen Hang zum Stillschweigen an sich, seine Handlungen sind oft die untrüglichen Merkmaale dieser zwoen Eigenschaften. Wenn es aber Gegenstände betrift, auf die sie weniger Wirkung haben, so sind sie ungemein zum Betrug, und Schaden zu thun, aufgelegt.

§. 64.

Die Menschen, in welche die Natur eine Mischung von Wollust, und Ehrbegierde gebracht, wirken durch ihre Unternehmungen den Haß, die Furcht und das Mißtrauen derer, die der Geiz beherrschet, auch wenn er von einigem Feuer der Ehrbegierde belebet würde. Sie erwerben sich zwar viele Freunde, aber sie machen sich auch sehr leicht

Feinde. Vorzüglich aber erwecken sie zur Zeit des Unglückes das Mitleiden andrer oft Unbekannter, auf eine besondere Art.

§. 65.

Diejenigen, die der Geiz, mit Wollust verbunden, beherrscht, hegen eine knechtische Furcht gegen alle, in deren Mischung die Ehrbegierde sich mit dem Geize vereiniget; auch sie sind es, welche von den Ehrgeizigen, die durch einen Zug von Wollust gemildert sind, gehaßt, und mit Verachtung betrachtet werden. Doch finden sich manche, die auch einige Zeit Vertrauen auf sie setzen, aber fast Niemanden, der bey dem Ungewitter des Unglückes, Mitleiden mit ihnen haben sollte.

§. 66.

Der Geizige, der in seinen Neigungen darneben viel Wollust fühlet, hat ein klägliches Schicksal in dem Umgange mit der übrigen Welt. Sie haben fast allezeit das Unglück, daß sie bald die augenblickliche Gewogenheit verlieren, die sie sich erworben haben, und daß ein unversöhnlicher Haß an die Stelle tritt, wenigstens eine Gleichgültigkeit, welche einen gänzlichen Mangel von Neigung und Freundschaft voraussetzet. Auch die traurigsten Lagen ihrer Bedrängnisse können nichts als höchstens ein Mitleiden, mit Verachtung vermischt, erregen.

§. 67.

Auch die Kunst übet oft ihre zauberische Gewalt über die Empfindungen der Menschen aus. Ihre Kraft ist so

wirk-

wirksam, daß sie die Begierden erreget, und ein eben so feuriges Verlangen, als die Natur selbst, hervorbringt. So empfindet vielmals der Wollüstling die verführerischen Lockungen seiner zärtlichen Neigungen, wenn er die reizenden Züge eines künstlichen Pinsels erblickt, der ihm so gewünschte Schönheiten vorzeiget.

§. 68.

Aber auch die Kräfte aller andern Dinge, die in gewisser Art einen Einfluß auf den Menschen haben können, reizen seine Neigungen, und flammen die Begierden an. Selbst der Ton des Lobes, der Schall der Kanonen und Trompeten — — alle Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit haben einen sehr sichtbaren Einfluß auf die gesammten Empfindungen des Ehrgeizigen.

Der Anblick der Reichthümer und aller Sachen, die den Besitz bereichern, und ansehnlicher machen können, schmeicheln der Einbildnng des Geizigen, und erwecken in ihm ein durstiges Verlangen.

§. 69.

Der Grund und Saamen dieser herrschenden Neigungen liegt schon wirklich in den Kindern selbst. Denn wenn sie kaum das erste Jahr zurück geleget haben, so bezeigen sie schon Lust zu solchen Gegenständen, die mit ihnen harmonisch sind. Einige haben eine besondere Freude über die Blöße menschlicher Glieder, andere über Geld und den Glanz der Reichthümer. Wie aber diese gleichsam noch ruhende Neigungen hernach zu herrschenden werden, wollen wir sodann in einer besondern Betrachtung untersuchen.

§. 70.

Wenn man einen vernünftigen Grund zur Hoffnung oder Furcht voraussetzen will, so muß man erst die Wahrscheinlichkeit des Willens sehen, den einer entweder mir zu schaden oder zu helfen hat. Wir wollen in dieser Absicht die vorzüglichsten Veränderungen in den drey Hauptneigungen durchgehen.

§. 71.

Wenn der Wollüstling durch keinen heftigen Zorn oder Beleidigung gereizt wird, so empfindet er an und für sich keine Neigung, seinen Nebenmenschen etwas in den Weg zu legen, noch weniger zu schaden. Er ist vielmehr geneigter zur Hülfe und zum Beystande; aber keines von beyden ist bey ihm von grosser Wirksamkeit. Eben so wenig, als er schadet, eben so wenig hilft er auch.

Denn wenn auf der einen Seite ihn die augenblicklichen Uebergänge seines Zorns von den heftigen und sehr schädlichen Ausbrüchen der Rache abhalten, so machet auf der andern sein allzu grosser Hang zur Bequemlichkeit, mit einer unthätigen Trägheit verbunden, alle Werkzeuge in ihm stumpf und unbrauchbar, die er als Mittel zur Beförderung des Glückes anderer brauchen könnte. Ueberdieß hat auch die Furcht eine zu große Gewalt über ihn, als daß er bey ihren Bedrohungen, nicht in den besten und nützlichsten Anschlägen sogleich rückgängig werden sollte.

§. 72.

Da der Geizige völlig von der Furcht beherrscht wird, so muß er in allen seinen Anschlägen zu schaden oder zu helfen, von andern geleitet werden. Weil

ihn sein Eigennutz nur immer auf Mittel denken läßt, wenn es möglich wäre, seine hungrige Seele zu sättigen, so leistet er denjenigen zuweilen Hülfe, von welchen er einigen Nutzen erwartet. Uebrigens besitzet er so wenig liebenswürdige Eigenschaften, daß er an sich immer geneigter ist, andern Schaden zuzufügen, und nichts weniger als den natürlichen Antrieb fühlet, anderer ihr Wohl zu befördern.

§. 73.

Die ganze Natur des Ehrbegierigen wird von starken Triebfedern belebt, alle seine Handlungen zeigen eine wirksame Emsigkeit, die von dem Feuer seiner Leidenschaften beständig unterhalten wird. Seine aufgebrachten Begierden drohen einen großen und ansehnlichen Schaden; denn sein Zorn besitzt den Willen

und die Macht zum Verderben. Allezeit treibt ihn aber die natürliche Großmuth seines Herzens mehr zu hülfreichen Anschlägen, und wer einmal seine Gewogenheit besitzt, der kann auf die thätigen Beweise davon sicher Rechnung machen.

§. 74.

Die vorhergehenden Betrachtungen über Furcht und Hoffnung überzeugen uns hinlänglich, daß sie zween stete Begleiter des Willens sind. Keine unserer willkührlichen Handlungen fällt also ohne diese beyden Regungen des Gemüths vor.

§. 75.

Eine Reihe verschiedener und übereinstimmender Handlungen des Willens, pflegen wir im gemeinen Leben mit dem Namen der Sitten zu belegen. Die

Natur, so einfach sie bey den Thieren und andern Geschöpfen sich ausweißt, so mannichfaltig erblickt man sie hierinnen bey den Menschen. Denn die wirkenden Kräfte der Thiere sowohl, als anderer Dinge, äußern sich in ihren einzelnen Theilen auf gleichförmige Art, weil in ihnen eine und eben dieselbe wirkende Kraft herrschet. Aus diesem Grunde bemerken wir eine solche Gleichförmigkeit in den Handlungen der Thiere. Zwar hat wohl jede Gattung derselben ihre eigene wirkende Kraft, durch welche sie sich von der Gattung einer andern Art unterscheidet; diejenige aber, die einem Geschlechte eigen ist, herrschet bey allen durchgängig, und äußert sich daher bey jedem einzelnen Theile auf gleichförmige Art. So sehe ich zum Beyspiel die Bewegung eines Pferdes oder Hundes, und

kann mir einen Begriff daraus von den Bewegungen aller übrigen Pferde und Hunde machen, man mag nun weiter keine oder sie nachher in großer Anzahl sehen. Denn in ihnen herrschet eine gleichförmige und wirkende Kraft, die sie zu dieser ähnlichen Art von Handlungen leitet.

§. 76.

Den Menschen hingegen erblicken wir in einem ganz andern Verhältnisse. Es ist keiner unter dieser gewaltigen Anzahl, der nicht eigene und unterschiedene wirkende Kräfte und Willen besitze, darinnen er sich von andern auszeichnet. Ihre Sitten sind daher nach diesem Maaßstabe auf unendliche Art unterschieden, und mannichfaltig. Da dieser Punkt hauptsächlich zu unsern Untersuchungen gehöret, so werden wir uns

bestreben, in einer noch ziemlich unbekannten Materie so viel möglich in der Allgemeinheit den Unterschied und die Uebereinstimmung der so unterschiedenen Sitten unter den Menschen aufzusuchen.

§. 77.

Eines der größten Unterscheidungszeichen, deren sich die Sittenlehre bedient, das ganze Geschlecht der Menschen gleichsam in zwo große und allgemeine Klassen zu theilen, ist unstreitig der Unterschied zwischen weisen und unweisen Menschen. Da die Handlungen der ersten nothwendig sowohl in Absicht der Triebfedern als der Wirkungen den Sitten der andern ganz entgegen gesetzet, und unendlich verschieden seyn müssen; so geben diese selbst genugsame und sehr hervorstehende Merkmaale ab, zu welcher Klasse ein jeder gehöre.

§. 78.

Wenn wir einen allgemeinen und unpartheyischen Blick über den großen Haufen der Sterblichen thun, so ziehen wir ihn allezeit mit sehr demüthigenden Betrachtungen wieder zurück; denn er hinterläßt uns das sichere Bewußtseyn und die traurige Ueberzeugung, daß der größte Theil, so hart es auch klingen möchte, nicht zur Weisheit aufgelegt sey.

§. 79.

Da die Ehrbegierde, die Wollust und der Geiz die drey verschiedenen Quellen sind, aus welchen hernach die Sitten bey den Menschen ihren Ursprung erhalten, so müssen wir sie selbst nach ihrem verschiedenen Hange oder Uebereinstimmung jetzt etwas genauer durchgehen.

§. 80.

§. 80.

Obgleich die Wollust mit dem Ehrgeize auf den meisten Seiten eine Verschiedenheit zeiget, so findet sich doch bey genauerer Betrachtung eine Aehnlichkeit unter ihren Wirkungen. So betrachten beyde die Reichthümer nur in dem Gesichtspunkte für Achtungswerth, als sie jener ihren zärtlichen, und dieses seinen stolzen Trieben, ein Genüge zu leisten im Stande sind. Beyden kostet es nicht viel, sie zu diesen Absichten zu verschwenden, und beyde sind zur Freygebigkeit geneigt. In ihnen entbrennt bald das Feuer des Zorns, und sie fliehen mit gleichem Abscheu die niederträchtigen Erfindungen der Lügen. Auf der andern Seite hat jene bey weitem nicht das Edle des Ehrgeizes, welcher ruhmbegierig, verschwiegen, kühn, mäßig nüch-

tern,

tern, enthaltsam, prächtig, standhaft und arbeitsam ist; so wie im Gegentheil die Wollust schwazhaft, furchtsam, trunken, gefräßig, verschwenderisch, weichlich und träge sich äußert.

§. 81.

Der Geiz, so weit ihn auch sein Niederträchtiges von der Großmuth des Ehrgeizes zu entfernen scheint, hat mit ihm seine Uebereinstimmung und Aehnlichkeiten. Denn beyde sind verstellt, verschwiegen, nüchtern, mäßig, enthaltsam, hartnäckig, arbeitsam; aber diese durstige Begierde artet auf der andern Seite wieder aus, und weicht unendlich von dem Ehrgeize ab, da sie lügenhaft, filzig, pralerisch, verzweifelnd, furchtsam, grausam, menschenfeindlich, niederträchtig und neidisch zu seyn pflegt.

§. 82.

Die Wollust hat gleichfalls ihre Seiten, worinne sie dem Geize ähnlich wird; denn sie sind sehr harmonisch mit einander, so bald es darauf ankömmt, pralerisch, furchtsam und ohne Ehre zu seyn; aber doch äußert sich ein merklicher Unterschied darinnen, daß sie nicht niederträchtig, grausam, menschenfeindlich, neidisch, geduldig und arbeitsam, wie der Geiz, zu seyn pfleget.

§. 83.

Wir sehen uns hier genöthiget, durch eine nähere Bestimmung und Erklärung dieser Sätze, einem Zweifel zuvor zu kommen, der in einem scheinbaren Einwurfe zu einem großen Mißverstande Anlaß geben könnte. Schon oben haben wir geläugnet, daß es eine ursprüngliche Furcht gebe, und behauptet, daß sie kei-

nesweges wie die Hoffnung dem Herzen eigen sey, sondern allezeit von andern Gegenständen außer ihm entstehe. Gleichwohl erwähnten wir von dem Geize und der Wollust eine natürliche Furchtsamkeit, die sich in den meisten ihrer Unternehmungen auf die sichtbarste Weise äußert. Wir schließen also die Hoffnung nicht völlig hierbey aus, und wollen um so weniger einen gänzlichen Mangel derselben behaupten, da sie eine Eigenschaft ist, deren Wurzeln bey allen in der Tiefe des Herzens sich gründen.

Vielmehr bemühten wir uns, dadurch nur anzuzeigen, wie geringe ihre Macht und wie schwach sie an sich und in ihren Wirkungen bey diesen zween Hauptwillen der menschlichen Seele sich hervorthut; da sie hingegen bey dem Ehrgeize, durch mächtige Triebfedern gespannet,

net, zu einer außerordentlichen Gewalt und Größe zu steigen im Stande ist.

§. 84.

Die Wollust scheinet ihre Untergebenen mit der gefälligen Gabe des Genies zu beglücken; die Ehrbegierde rüstet ihre Anhänger mit scharfer Beurtheilungskraft aus, und der Geiz ist selbst in den Kenntnissen zurückhaltend, da er seine Sklaven mit Gedächtnisse versorgt. Jedoch bedienen sich alle drey Leidenschaften dieser verschiedenen Fähigkeit bey sich ereignenden Fällen, wo es auf ihre Erhaltung oder Vermehrung ankömmt.

§. 85.

Alle drey Grundbegierden haben ihre Vortheile, und lassen ihren Anhängern nach Maaßgabe derselben ihre Vortheile verspüren. So bringt die Wollust ein annehmliches reizendes Gut hervor,

welches aber wider den Nutzen und die Ehrbarkeit streitet. Der Geiz gebiert ein reiches Gut, das aber weder ehrbar noch annehmlich ist. Endlich so erzeugt der Stolz ein ehrbares Gut, welches aber auf keiner Seite, weder durch den Nutzen, noch die Annehmlichkeit sich anpreißt.

§. 86.

Den täuschenden Ergötzungen der Sinnen, die mit einer so süßen Berauschung, sich der Neigungen des Herzens bemächtigen, können wir vorzüglich die Annehmlichkeiten zueignen. Die Reichthümer hingegen behalten sich den anzüglichen Vortheil des Nutzens vor, und die Handlungen, deren edler Zug das Lob, die Ehre und der Ruhm als Siegeszeichen zieren, schließen vorzüglich die Ehrbarkeit in sich, deren Grund sie

enthalten. Unser Gefühl reißt denn auch eine süße sanfte Macht, zu den Gegenständen der Wollust dahin, denen wir den Preiß der Schönheit zugestehen müssen, so wie der Ehrgeiz unsere Bewunderung in der stillen Hoheit des Ehrbaren davon trägt.

§. 87.

In dem Schooße des Ehrgeizes sproßte zuerst die gebieterische Herrschaft und sein Kind die Knechtschaft hervor; der Geiz lehrte zuerst durch seine glänzenden Schätze, was Eigenthum sey, und die Wollust wies zuerst das ungezähmte einer unnützen zügellosen Freyheit, und unterrichtete die leichtsinnigen Sterblichen, im unehrbaren Umgange den Genuß einer lasterhaften Leidenschaft suchen, deren Ausgang

gemeiniglich eine noch größere Bitterkeit enthält.

§. 88.

Diese Schilderungen könnten uns aber so widrige Bilder und Vorstellungen von den drey Hauptneigungen der menschlichen Seele beybringen, daß wir vielleicht wenig oder gar nichts Gutes bey ihnen vermuthen könnten, durch welche Meinung wir ihnen doch höchst unrecht thun würden. Denn wenn sie durch eine kluge Leitung regiert, und in den Schranken einer weisen Mäßigung gehalten werden, so führen sie als sichere Begleiter, zu einem guten Zwecke und befördern die Glückseligkeit und Ruhe der Menschen, durch eben so gewisse und untrügliche Mittel, als sie bey einer widrigen Lenkung zu einem unabsehlichen Verderben hinabführen.

§. 89.

Zwar finden wir gleich Anfangs, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Wollust richten, wenig Verlangen nach der Besserung, da sie in diesem Bestreben eine ungemeine Trägheit zeiget, und durch die Abwechselungen der ihr eigenen Unbeständigkeit, in einem so nützlichen Unternehmen vielmals gestöret wird. Aber sie besitzt doch die unschätzbare Eigenschaft der Aufrichtigkeit, sie erkennt sehr bereitwillig die Fehler ihrer eigenen Thorheit, und thut darinnen den ersten Schritt zur Klugheit auf eine weit leichtere Art, als die andern Triebe des menschlichen Herzens. Ueberdieß würde ohne ihre belebende Munterkeit der Muth welken, der durch ihre aufgeräumten Scherze wieder auflebt; bald würde über die eheliche Liebe und die

Freundschaft sich eine kalte Gleichgültigkeit verbreiten, und die stärksten Bänder des menschlichen Geschlechts, in eine Schlaffigkeit gerathen, die unendlich schädliche Folgen nach sich ziehen könnte.

§. 90.

Dem Stolze thut nichts weher, als die Zeichen der geringsten Demüthigung. Daher ist die Erkenntniß seiner Lieblingsthorheiten bey ihm ein Werk, welches mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn er aber auch eines Theils hierinnen glücklich seyn sollte, so wählet er doch vielmals falsche Wege, und wird bey der Anwendung seiner Sorgfalt hierinnen leichtlich hintergangen. Man kann aber auch keine vortrefflichern Folgen, als aus dem verbesserten und gemäßigten Ehrgeize erwarten. Er erzeugt alsdenn keine

geringern Tugenden, als Großmuth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mäßigkeit, als eben so viele edle Folgen eines so erhabenen Ursprungs. Hierzu kömmt noch, daß seine hohen Gesinnungen und die mächtige Furcht vor der beschämenden Schmach und Schande, sowohl die Schwelgerey der Wollust, als das kriechende des Geizes bekämpft und mäßiget, und kein schweres Unternehmen betrieben und glücklich geendet werden kann, wenn die emsige Geschäfftigkeit hierbey nicht durch das Feuer der Ehrbegierde belebt und gestärkt wird.

§. 91.

Den Geiz findet man in der Erkenntniß seiner eigenen Niederträchtigkeit ungemein hartnäckig, ob er gleich sehr scharfsichtig ist, sie an andern zu bemerken und zu verachten. Er selbst verbirgt

birgt seine kriechenden Eigenschaften unter den bedeckenden Mantel der Mäßigkeit, und einer Menge Tugenden, deren Namen er zu seiner Sucht nach Schätzen mißbraucht. Indessen dient er doch den Ausschweifungen der Wollust und den kühnen Unternehmungen des Ehrgeizes, zu einer Mäßigung, die beyde zu ihrer offenbaren Verderbniß so oft verkennen. Er ists, der die Verwegenheit, und den heftigen Zorn der Ehrbegierde, und die Geilheit und Gefrässigkeit der Wollust, mildert, und allein geschickt ist, diejenige Gelassenheit einzuflößen, die bey Betreibung großer und wichtiger Unternehmungen unumgänglich nöthig ist.

§. 92.

Niemals wird aber das Gute, welches die Leidenschaften enthalten, in ein helle-

res Licht gesetzet, als wenn wir es in der Mischung zwoer Grundbegierden erblicken.

§. 93.

Aus der Mischung des Ehrgeizes mit der Wollust, entsteht einer der vortreflichsten Charakter der Menschlichkeit. In ihr erblicken wir das Bild des verständigen Mannes, und würdigen Lehrers, das Muster eines weisen Gesetzgebers und vorsichtigen Soldaten, welcher zu Kriegs- und Friedenszeiten, bey dem Ernste wichtiger Geschäffte, und bey dem Scherze der frohen Heiterkeit, seine Person durch alle Vorfälle hindurch vortrefflich zu behaupten weis. Wenn es aber darauf ankömmt, ganz außerordentliche Begebenheiten und Veränderungen in ihren unausbleiblichen Schwierigkeiten zu übersteigen, so werden

den wir hier weniger Fähigkeiten antreffen. Denn der Mann, der den Reizungen des schönen Geschlechts so sehr ausgesetzt ist, und ihnen so oft unterliegt, der Mann, der nicht allezeit das tiefste Stillschweigen durch alle Auftritte hindurch beobachten kann, der wird nicht geschickt seyn, durch glänzende Eroberungen die Staaten seines Herrn mit überwundenen Ländern zu vergrössern, oder bey Veränderung des Regiments, des öffentlichen Zustandes, und anderer überaus wichtiger Vorfälle den großen Entwurf bis zu dem glorreichen Ende des vorgesteckten Ziels auszuführen.

§. 94.

Die Mischung der Ehrbegierde und des Geizes, liefert uns ein weit unvollkommneres Bild des menschlichen Charakters.

rakters. Oft trifft man bey demselben die Täuschungen einer falschen Einbildungskraft, die triegerische Heucheley, und das tobende Wüten eines grausamen Tyrannen an. Dem ungeachtet tritt hier der Held und strenge Sittenrichter auf, der auf der einen Seite den unüberwindlichen Muth zu großen Staatsveränderungen, und glänzenden Eroberungen besitzt, wenn auf der andern Seite seine unermüdeten Fähigkeiten selbst die tiefsten Wurzeln der eingerissenen Gewohnheit und verderbten Sitten ausrottet, oder die wichtigsten und ernsthaftesten Geschäffte mit ungemeiner Verschwiegenheit und Stärke des Geistes zu einem siegreichen Ende bringet.

§. 95.

Wir steigen endlich zur tiefsten Stufe der menschlichen Unvollkommenheit in

Bildung eines Charakters, bey der Verbindung des Geizes mit der Wollust, herab. Wenn dieser Zug des Gemüths mit einem geringen Zustande, und dem Elende der Armuth verbunden ist, so enthält er den niedrigsten Abdruck einer pöbelhaften Denkungsart, und eine Quelle niederträchtiger Handlungen. Ihr Fach, wo sie noch mit einigem Nutzen erscheinen möchten, ist, daß sie gute Diener und Knechte werden können, wenn eine kluge Macht sie gehörig lenket, und in Schranken hält. Sonst sind sie zu aller Art von Herrschaft ungemein ungeschickt. Denn sobald diese Art Leute durch Macht unterstützt, und von Reichthümern umgeben sind, so arten sie bald in grausame Tyrannen und unleidliche Großpraler aus; die um destomehr ins verächtliche fallen, da sie

diese

diese Schätze selbst, und die Gewalt, die sie bis zum Uebermuth treibt, keineswe-ges zu erhalten, noch weniger geschickt anzuwenden wissen.

§. 96.

Im Ganzen genommen, müssen wir also gestehen, daß kein Mensch so elend oder verkehrt sey, der nicht durch die kluge Hand einer weisen Führung, noch zu irgend einem guten Zwecke könne ge-leitet werden.

§. 97.

Nichts hat aber einen größern Ein-fluß auf den Charakter des Menschen und dessen zufällige Veränderungen, als das Alter und die verschiedenen Him-melsstriche, in welche die weise Vorsicht sie zu versetzen für gut befunden hat. Das Alter der Jugend ist der Früh-ling menschlicher Tage. In ihr blüht

die

die erste Munterkeit des feurigen Genies, und die gesammte Stärke der erst reifenden Natur, ihre fruchtbare Erfindung schaffet die sinnreichsten Ergötzlichkeiten, wo die frohe Heiterkeit und die glänzende Pracht mehr, als der stille majestätische Reiz der reifern Beurtheilungskraft herrschen soll. Da ihre Kräfte noch frisch, und das junge Blut mit wildem Feuer kochet, so ist sie den Reizungen der Wollust um so mehr ergeben, als sie in ihrem Innern so eifrige Vorsprecher für selbige antrifft.

§. 98.

Wir kommen auf den vollkommenern Mittelpunkt des männlichen Alters. Bey ihm herrscht das Gleichgewichte der Kräfte des Körpers mit den Fähigkeiten des Verstandes, die ihn zu kluger Führung des Regiments, zu Kriegs- und

Frie-

Friedensgeschäfften, mit den vortrefflichsten Gaben ausrüsten, und die so wichtige Geschäffte bey ihrer mühsamen Betreibung erfodern; doch ist es auch den gefährlichen Reizungen des unersättlichen Ehrgeizes, ungemein unterworfen.

§. 99.

Das Alter, durch eine lange Reihe von Jahren zu gebeugtern Kräften gebracht, heget in der kalten Zone seines Lebens einen geneigtern Zug zum Geize, als die andern. Aber es besitzt den reichen Schatz an Erfahrungen, der bey den wichtigsten Rathschlägen die unentbehrlichsten Dienste leistet, und ist schon längst über die Klippen der jugendlichen Eitelkeiten und Thorheiten hinweg, an welchen die Klugheit scheitern könnte. Seine Würde und besondern Gaben, weis es bey den Rathschlägen, Angele-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

genheiten und Feyerlichkeiten ganz besonders anzuwenden, die durch Ehrfurcht veredelt, und durch Gerechtigkeit und dem tiefen Ernst der Weisheit ihren Glanz und Würde erhalten sollen.

§. 100.

Obgleich einige Weltweisen in ihren Schriften von den vorhergehenden Materien gehandelt haben, so ist doch keiner, so viel mir bewußt, der ursprünglich gezeigt haben sollte, woher es komme, und wie es zugehe, daß dieser einen Hang zur Wollust, jener nach der Ehrbegierde, und mancher nach dem Geize empfindet. Denn, obgleich der Saamen aller drey Hauptwillen, gleich vom Anfange in dem menschlichen Herzen liegt, und auch Kinder, in ihren ersten Bewegungen, Merkmaale dieser verschiedenen Leiden-

Bayerische Staatsbibliothek München

schaften geben, so ist es doch nur ein Saamen, der noch nicht aufgegangen ist, und durch gegründete Wurzeln sich fester als die andern gesetzet hat. Es ist also bey dem zarten Kinde noch keine herrschende Neigung da, weil sie sich alle noch in ihren schwachen Regungen gleich stark, und in einer Art von Erwartung befinden, welche unter ihnen die herrschende werden wird. Es muß also Etwas seyn, welches den Menschen bey heranwachsendem Alter dahin bringt, vorzüglich einem Triebe des Herzens zu folgen, der bey ihm, durch die Jahre gestärkt, und der Leitfaden seiner andern Begierden wird. Dieß soll der Gegenstand unserer jetzigen Untersuchung seyn, der, so viel ich weis, noch von keinem bestimmet worden.

§. 101.

Ehe wir aber diese Bestimmung näher zu erörtern unternehmen, müssen wir in der innern Natur des Menschen von dem Willen auf den Verstand etwas zurückgehen. Die menschliche Seele hat eine gewisse allgemeine Empfindung, die aller Art von Eindrücken fähig ist. Man kann sie in gewissem Verstande eine sinnliche Empfindung nennen, weil sie an und vor sich nichts enthält, leer ist, und durch die äußern fünf Sinnen alle Eindrücke empfängt, ob sie gleich selbst mit denselben nicht verwechselt werden muß; weil diese nur nach einer thierischen Wahrnehmung empfinden, jene aber allezeit mit dem Verstande verbunden handelt. Die fünf Sinnen haben wir also, als eben so viele Wege und Mittel zu betrachten, wodurch die Ein-

drücke und Ideen von den Gegenständen zu dieser allgemeinen Empfindung gelangen. Sobald auf diese Art etwas zu unserer Empfindung gekommen ist; so ist unser Verstand fähig, sich eine Vorstellung davon zu machen. Der Verstand stellet sich nun entweder die Gegenstände eben so vor, wie er sie durch die allgemeine Empfindung erhalten hat, und da heißt er Gedächtniß, oder er machet aus den schon erlangten und erhaltenen Eindrücken und Ideen neue Bilder und Erdichtungen, und da heißt er Einbildungskraft. Obgleich die letztere im eigentlichen Verstande nur Einbildungskraft genennet werden kann, so nehmen doch oft die Weltweisen beydes zusammen, und nennen es im weitern Verstande auch Einbildungskraft.

§. 102.

Wir wollen von den vorstehenden Sätzen die Anwendung machen. Das Kind in den ersten Tagen seines zarten Alters, schwebet in einer Reihe dunkler Vorstellungen, welche einem steten Traume nicht unähnlich sind. Sobald es aus diesen etwas herauskömmt, so bald es anfängt, durch die Sinnen in seine fast noch ganz leere Empfindung, deutlichere Eindrücke zu erhalten, so geschieht solches von den ersten Rührungen der Gegenstände, die es umgeben, und die es am häufigsten sieht. Von diesen erhält es also seine ersten Begriffe, und diese sind natürlich immer die stärksten, weil sie das Leere der Empfindung gleich Anfangs erfüllen, sich darinnen fest setzen, und durch die Zeit zu einer Größe und Stärke anwachsen, die selbst

oft die lange Reihe folgender Jahre, nicht zu bezwingen im Stande ist. Diese Rührungen sind also auch die ersten, welche den Willen in Bewegung und Uebung setzen; daher ist es die natürlichste und wahrscheinlichste Meinung, daß dieser Wille, welcher durch die ersten Eindrücke erregt und von dem zartesten Alter an in Bewegung gesetzet ist, auch der herrschende werde, so wie die andern, nach Maaßgabe der spätern Erkenntniß, ihre Stärke erhalten. Denn wenn bey anwachsenden Jahren nunmehr die Empfindung durch die Eindrücke der meisten bekannten Dinge mit Begriffen erfüllt wird, so werden hierdurch auch die andern Grundbegierden rege, und setzen sich in eine Bewegung, die jedoch der herrschenden Neigung,

ohne außerordentliche Zufälle allezeit unterworfen ist.

§. 103.

Das Kind sehe gleich Anfangs die Liebkosungen des jungen Vaters, wodurch er der liebenswürdigen Mutter mehr solche Proben der Zärtlichkeit verspricht; es sehe, wie seine ältere Schwester, vielleicht bey der guten Gelegenheit in der Kinderstube, dem Jünglinge Gehör giebt, der sie mit zärtlichen Armen umfaßt, und das Siegel seiner Liebe auf die Lippen drücket; es werde selbst geliebkoßt und geküßt; es sehe Bilder, die ihm diese lebhaften Scenen aufs natürlichste wiederholen; so rühren seine allgemeine und noch leere Empfindung die ersten Bilder der Wollust, es bekömmt weichliche, geile Eindrücke. Diese treffen in dem Herzen den Saamen aller drey

Haupt-

Hauptneigungen an. Da nun in der Natur die Wirkungen allezeit ihnen ähnliche und homogene Theile aufsuchen, mit denen sie sich verbinden, und an denen ihre thätige Kraft sich am meisten äußert, so ist es natürlich, daß die ersten Eindrücke der Zärtlichkeit die Wollust am ersten rege, und bey anwachsendem Alter zum herrschenden Willen machen werden. Das Kind wird gern küssen, und sich küssen lassen, und gern seinen zarten Arm um den weißen Hals einer schönen Person schlängeln.

§. 104.

Man lasse dem Kinde Geld oder Kleinodien sehen, es nehme wahr, wie sie in geheimen Schränken verschlossen, auf das sorgfältigste aufbewahrt und geschätzet werden; man lasse es ihm merken, daß man diese Kostbarkeiten nur zuwei-

len, und bey feyerlichen Gelegenheiten gebraucht, sie mit Vergnügen betrachtet, und dann mit möglichster Sorgfalt wieder aufhebt; bald wird man sehen, daß es seine kostbaren Spielsachen verwahrt, seine Dreyergen verbirgt, und sich nach und nach zum Geize neigt.

§. 105.

Es mögen gleich Anfangs die Töne des Lobes die zarten Ohren des Kindes rühren, dann sehe es Ehrenbezeugungen, und den Stolz in seinem vorzüglichen Glanze; der Ton der Trompeten und Canonen ermuntre es; man erzehle ihm von Ehre, Eroberung und Triumph; man ehre es selbst, wenn es gut gelernt hat, so werden bald die Funken der Ehrsucht zu einem Feuer ausbrechen, bald wird es sich zum Anführer seiner Mitgesellen aufwerfen, deren König und

Vorsprecher es seyn will. Oft wird es auch selbige verachten, und sich lieber allein mit seinen stolzen Vorstellungen nähren und belustigen. Es wird sich nicht wie jenes gern umarmen, oder durch Liebkosungen der Zärtlichkeit bewegen lassen; aber Lobeserhebungen werden es rühren, und die Ehre wird der Leitfaden seiner Handlungen seyn. Auch der Geiz wird es nicht bewegen, und Geschenke werden es nicht leicht dahin bringen, seinem edlen Zuge zuwider zu handeln, gern wird es sein Geld und Essen weggeben, sich ein Ansehen und Vorzug vor seines gleichen zu erwerben, und seine Spielsachen wegwerfen, um bey Erwachsenen nicht für ein Kind gehalten zu werden. Aus diesem Kinde bildet sich der Ehrgeizige.

§. 106.

§. 106.

Auf diese Art glaube ich die Entstehung und erste Bildung des Charakters in etwas aus einander gesetzet und gezeiget zu haben, wie es zugehe, daß vorzüglich ein Wille vor dem andern der herrschende werde. Der Einfluß der Erziehung aufs Ganze, und die Wichtigkeit dieser großen Beschäfftigung, kann auch hieraus einen neuen Beweis für sich ziehen.

§. 107.

Es bleibt uns in diesem Fache noch ein Einwurf zu heben übrig. Wenn es wahr ist, daß auf die angezeigte Art aus den drey Hauptwillen vorzüglich einer sich hervorthut, und zum Gebieter der andern wird, wie kömmt es, daß selbst Menschen von einerley herrschenden Neigungen und Leidenschaften, die so zu

sagen unter eine Klasse gehören, dennoch nicht allein unter sich, sondern auch in den ihnen eigenen Leidenschaften durch hundert kleine Abwege sich von einander unterscheiden? Wir glauben den Grund darinnen zu finden, erstlich, weil alle Gegenstände mehr Seiten haben, folglich auf mancherley Art empfunden und betrachtet werden, und also auch auf verschiedene Art rühren können. Zweytens, weil eben diese Gegenstände unter verschiedenen und veränderten Umständen wahrgenommen werden, und also die erste Empfindung des Menschen in verschiedener Beschaffenheit rühren, welche daher auch andere und stets veränderte Wirkungen bey einem, als dem andern Menschen haben müssen. Da nun eine stete Veränderung der Dinge ist, und eine Sache, aufs genaueste zu

gehen,

gehen, niemals unter einerley Umständen erscheint, (und wenn es auch nur momentum temporis wäre) so ist auch klar, daß, da jeder Mensch insonderheit einen Gegenstand auf einer verschiedentlichen Seite als der andere betrachtet hat, zweytens er sie auch unter andern Umständen gesehen, dieses nothwendig einen veränderten Einfluß auf seine Leidenschaft selbst haben müsse, ob sie gleich überhaupt mit der Leidenschaft derjenigen übereinkömmt, die in ihren Neigungen sich ähnlich, und hierinnen zu einer Klasse gehören. Daher glauben wir, daß der besondere Unterschied der Neigung derjenigen komme, die sonst überhaupt in einer Grundbegierde übereinstimmen.

§. 108.

Letztlich wollen wir gleichsam im Vorbeygehen nur etwas von der Uebereinstim-

stimmung gewisser Leute erwähnen, die Anlaß gegeben haben, eine gewisse Verwandschaft und Sympathie der Seelen unter ihnen zu glauben. Diese Materie ist wegen der geringen Kenntniß, welche wir von der Natur und dem Wesen der Seele haben, noch sehr dunkel. So viel sie aber ihren Grund in den drey Hauptneigungen des Menschen hat, so glaube ich, daß nur die Wollust daran Theil nehme, und nur in dieser der Ursprung einer solchen Sympathie zu suchen sey, durch welche einige so fest angezogen und unter einander verbunden werden. Da dieses am häufigsten bey Personen von verschiedenem Geschlechte sich äußert, so scheint auch schon daraus zu erhellen, daß die Liebe bey der Entdeckung einer ähnlichen Denkungsart, den größten Antheil habe. Ueber-

dieß

dieß haben wir in den vorhergehenden bey dem Geize bemerkt, daß sich seine Anhänger wegen ihrer niedrigen Gesinnungen unter einander selbst verachten; wo aber Verachtung ist, da entfernt sich alle Uebereinstimmung und harmonische Vereinigung. Bey dem Ehrgeize sehen wir, daß die Stolzen in ihren Unternehmungen sich oft und viel zu sehr einander entgegen gehen, und ihre Anschläge zu vereiteln suchen, als daß man bey ihnen die Harmonie antreffen sollte, deren Sitz wir jetzt erörtern. Es bleibt uns also nichts, als die Wollust und Zärtlichkeit der Seele übrig, welche um so mehr den Grund zu dieser Uebereinstimmung der Seelen enthält, als ihre ganze Natur das Anziehende hat, und die Vereinigung der Willen suchet.

Ende des ersten Theils.

Versuch

Versuch
über den
Charakter des Menschen
und
eines Volkes überhaupt.

Zweyter Theil.

---

§. 109

Wir wollen nunmehr von der Betrachtung des menschlichen Herzens auf den Charakter eines Volkes selbst fortschreiten, um aus einer genauen Zusammenhaltung, dasjenige zu erkennen, was in der Allgemeinheit auf einen ganzen Staat passen und angewandt werden

kann. Da einerley Ursachen im Einzelnen bey ihrer Verbindung auch ähnliche Wirkungen im Ganzen haben müssen; so enthält dieser Satz Grund genug, warum wir aus den vorigen eingeschränktern Betrachtungen, auch das Ganze einer Nation mit Recht beurtheilen können. Denn da ein Volk aus der Vereinigung dieser einzelnen Theile besteht, deren innere Beschaffenheit wir jetzt insbesondere untersuchet haben, so müssen uns diese Untersuchungen diejenigen allgemeinen Grundsätze liefern, welche wir bey der Beurtheilung ihrer gemeinschaftlichen Verbindung nöthig haben. Wir schließen aus der einzelnen Bildung ihres Herzens auf die allgemeinen Wirkungen, welche sich bey ihrer Vereinigung ereignen.

§. 110.

§. 110.

Ehe wir es aber wagen, zu dieser allgemeinen Betrachtung selbst fortzugehen, so möchte es die Nothwendigkeit erfodern, die Einwendungen eines Zweifels zu widerlegen, der uns aus den vorhergehenden Sätzen mit einem nicht geringen Scheine der Wahrheit könnte entgegen gestellet werden. Schon oben haben wir in einer allgemeinen Anmerkung die so große Verschiedenheit des Hanges und der Gesinnungen der Sterblichen beobachtet, die, ob sie gleich in manchen allgemeinen Punkten und Fällen zusammen kommen, doch wiederum, alle einzeln in so vielfachen Trieben der Begierden sehr weit von einander abweichen. Wie ist es also möglich, möchten viele sagen, daß die erste Verbindung einer bürgerlichen Gesellschaft, so

leicht vor sich gehen könne? Leute, die alle einzeln in so verschiedenen Neigungen und in ihrem Geschmacke von einander abweichen; Leute, deren Begierden in einer entgegen gesetzten Laufbahn sich oft begegnen und zuwider sind, sollten die nicht mit unendlichen Schwierigkeiten erst zu den gegenseitigen Verbindlichkeiten eines Staats gebracht werden? Allein, hier dürfen wir nur einen Blick auf die Grundursache dieser Vereinigung thun; so werden wir in ihr sehr leicht die Auflösung dieses Zweifels finden. Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß die Furcht eine Leidenschaft aller drey Hauptwillen ist, und ihre Schrecken über alle Menschen mehr oder weniger verbreitet. Furcht aber ist der erste Grund aller bürgerlichen Verbindung. Da der Geiz und

der

der Stolz des Menschen in seinen unlautern Wendungen, oft die Begierde, sich anderer Güter und Freyheit zu bemächtigen, erzeugt; so war es der Natur der Dinge gemäß, daß sich eine Anzahl Menschen zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit vereinigte, damit nicht in einer allgemeinen Unordnung der Schwächere von dem Mächtigern unterdrückt, und der öffentliche Friede zu allgemeiner Versicherung ihrer Freyheit und Güter erhalten werden möchte. Dieß ist die erste Grundsäule des natürlichen Völkerrechts. Und nunmehr kömmt uns die Möglichkeit einer solchen Verbindung um desto leichter vor, weil es ein, allen Menschen zukommender Trieb und Wille ist, ohne Furcht und in Sicherheit seine Güter zu genießen. Die Hoffnung, welche aus der Empfindung der

Hülfe verschiedener wirkender Kräfte, und also auch mit dem Beystande der Menschen entsteht, wird durch diese bürgerliche Verbindung gestärkt. Da nun der Mensch allemal von Natur zu den Sachen geneigt ist, die seine Hoffnung stärken, indem sie die Furcht bekämpfen, so ist dieses ein neuer und noch stärkerer Grund der ersten gemeinschaftlichen Verfassungen unter den Menschen. Wenn daher die Willen der Sterblichen in eine genaue Verbindung treten, so wird durch die Stärke der Vereinigung, die Hoffnung erzeugt und vermehrt, und es entsteht diejenige Neigung der Seelen, die wir Freundschaft und Liebe nennen. Jemehr diese unter der bürgerlichen Versammlung herrscht, je fester ist das Band, das sie verknüpft, desto größer ist die Sicherheit, die sie mächtig beschützet.

Da hingegen auf der andern Seite aller Streit und Krieg in der Zwietracht der Willen zu setzen ist, welche durch die Trennung der vorigen Eintracht die Furcht erzeugt und vermehret. §. 5. 6. 27. 38.

§. 111.

Unter den verschiedenen Arten, den Charakter und Nationalzug eines Volkes, seiner wahren und innern Natur nach, zu schildern, glauben wir keine bequemere als diejenige gefunden zu haben, welche ihn nach den drey verschiedenen Regierungsformen betrachtet, worinnen alle Staaten verfaßt sind. Gehen wir die gesammte Mannichfaltigkeit der vielen Völker durch, so werden sich einige in republikanischen Verfassungen, andere unter dem monarchischen Scepter, und wiederum einige unter dem harten Joche

einer despotischen Gewalt befinden. Bey ihnen allen, und bey jedem insonderheit, thut sich ein ihnen eigener Nationalzug hervor, der in dem Geiste des Volkes und in den Grundsätzen ihrer Regierung gegründet, denjenigen Charakter ausmacht, welcher sie so merklich von einander unterscheidet, als die Verschiedenheit und Neigungen einzelner Menschen sich unter einander auszeichnen. Wir werden also nach dieser Ordnung den Geist einer Nation überhaupt uns aufzusuchen bemühen.

§. 112.

Die republikanischen Verfassungen scheinen die ersten und natürlichsten Vereinigungen zu seyn, welche die Sterblichen mit gesellschaftlichen Banden verknüpft haben. Treten eine Anzahl Leute, die zuvor ihre natürliche

Freyheit hatten, ihrer Sicherheit, Bequemlichkeit und gemeinschaftlichen Besten wegen, zusammen, ein Volk auszumachen, welches mit vereinten Kräften sein gemeinschaftliches Wohl zu befördern und zu vertheidigen suchet, so ist es natürlich, daß besonders im Anfange wohl ein Jeder an den Berathschlagungen und Maaßregeln, wodurch solches geschehn, und wornach ein jeder sich künftig zu achten haben werde, Theil nehmen wollen. Denn hier glaubet noch ein Jeder so viel Recht als der andere zu haben, und daß ihm die Wahl freystehe, sich nach seinem Gefallen zu der großen Versammlung zu schlagen, oder von ihr zu scheiden. So sind die Democratien entstanden, wo das ganze Volk an der Regierung Theil hat. Die Natur der Sache und die Möglichkeit

zeiget es uns aber gleich bey dem ersten Anblicke, daß solche bloß bey einer eingeschränktern und wohl zu übersehenden Anzahl Menschen nur zu bewerkstelligen gewesen. War daher wohl etwas natürlicher, als daß bey größern Staaten und gehäuftern Bürgern, die Sorge der Maaßregeln des allgemeinen Besten, oder die Gebung der Gesetze, bloß Gewissen, den geschicktesten und verständigsten Männern anvertrauet wurde; da die allgemeine Theilnehmung daran bey größern Völkern theils nicht möglich, theils auch viele von so wenigen Gaben und Verstande sich darunter befinden mußten, welche unfähig zu Rathschlägen gewesen wären, die ins große und allgemeine gehen sollten! Und auf diese Art sind wohl Aristocratien entstanden, wo nur ein Theil, vielmals der vor-

nehm-

nehmste des Volkes, nach gewissen Grundgesetzen die Angelegenheiten des Staats besorget.

§. 113.

Sehen wir nun etwas genauer in die innere Beschaffenheit eines republikanischen Volkes hinein, betrachten wir seine Natur, und geben auf seine allgemeine Handlungen Achtung, so werden wir allezeit den Geiz als die herrschende Neigung, und die Liebe zur Freyheit und des Vaterlandes als ihren Hauptzug erkennen, welcher ihnen vor andern eigen ist, und sie vorzüglich beherrscht, ob sich gleich einige Züge der Ehre mit darinnen befinden. Alle sichere Merkmaale eines wohl eingerichteten freyen Staats überzeugen uns davon. Die Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Unverdrossenheit des Geizes sind ächte Quel-

len

len des Reichthums und die Stützen der öffentlichen Fonds, die bey solchen Staaten zu den allgemeinen Bedürfnissen, und besonders zur Behauptung der Freyheit allezeit sehr ansehnlich seyn müssen. Die Liebe der Freyheit und des Vaterlandes, ihr Nationalzug, wird durch die Eigenschaften des Geizes, durch Sparsamkeit und Mäßigung, erhalten, eines unterstützet das andere. Herrschet der Ueberfluß, der Reichthum, in dem gemeinschaftlichen Schatze eines solchen Staats, so sind die Anstalten zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freyheiten wohl geordnet, und genugsam unterstützet. Wo liegt aber der Grund hierzu, und die Aufnahme der öffentlichen Fonds wohl anders, als in dem Bestreben der Bürger, das allgemeine Wohl durch ihren Fleiß zu erhöhen, und durch ihre

Mäßigung zu erhalten. Da in freyen Staaten also der öffentliche Zustand das gemeinschaftliche Wohl der Hauptaugenmerk seyn soll; so müssen auch alle Maaßregeln mit diesem Zwecke übereinstimmen, und in allen Unternehmungen auf dessen Blüte, Credit und Aufrechthaltung gesehen werden. Oft muß hier das öffentliche Interesse dem Eigennutze vorgezogen werden. Und so schwer auch dieses Bestreben an sich betrachtet dem Menschen ankommen möchte, so gewiß findet man es doch in guten Republiken, wo die Gesetze diese Verbindlichkeit auflegen, die Gewohnheit es erträglich machet, und die enthusiastische Liebe zur Freyheit eher alles, als dieses Kleinod aufopfert. In diesen Verfassungen herrschet also mehr moralische Vollkommenheit, als irgend

in einer andern Regierungsart. Die Liebe zur Freyheit und des Vaterlandes enthält einen edlen Zug des Geistes, eine Art der Aufopferung seiner selbst, da sie vielmal, diesem Hauptzwecke zu gefallen, Bequemlichkeit, Güter und Leben preiß giebt. Ueber dieses belebet einen jeden, der hier Gesetze giebt, das edelste Gefühl, daß er sie zwar andern, aber auch sich selbst gebe, und ihnen unterworfen seyn werde. Denn eine zügellose Ausgelassenheit führet nicht allein oft zur Sklaverey des Lasters, sondern es würde auch darum die Natur der Freyheit verlieren, weil alsdenn ein jedes Mitglied dieser wilden und unordentlichen Verfassung ein gleiches Recht haben würde, das zu thun, was die Gesetze verbieten. Dieß hieße wider sich und die wahre Freyheit gehandelt, weil die

guten Gesetze nichts anders, als das Wohl des Ganzen, und so viel möglich der einzelnen Mitglieder gebieten. Ihre Freyheit besteht also eigentlich darinnen, daß sie das zu thun nicht gezwungen sind, was ihnen Pflicht und Gesetze zu thun nicht erlauben. Die Democratie ist also eben sowohl als die Aristocratie nicht regelfrey, sondern an Gesetze gebunden, deren Aufrechthaltung ihnen allein die Vortheile eines freyen Staats genießen lassen kann.

§. 115.

Da wir die Handlung, als das Kind des Geizes in dem Schooße freyer Staaten blühen, und zu einer männlichen Stärke erwachsen sehen; so ist dieses ein neuer Beweis, daß dieser Trieb ihnen vorzüglich eigen ist. Die Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, als natürliche Folgen

dieser

dieser zurückhaltenden Begierde, sind zwo mächtige Triebfedern des Commerciums, wodurch es zu einer ungemeinen Höhe getrieben werden kann. Holland, als ein großes Beyspiel davon, häufet seine Reichthümer zu unermeßlichen Schätzen, da es an sich ein sumpfiges Erdreich mit sehr wenigen natürlichen Produkten und noch weniger Resoursen war. Aber der unermüdete Eifer und die geizige Enthaltsamkeit dieser Leute brachte die Handlung in einen Flor, der seine reichen Früchte über sie ausgeschüttet hat. Die Handlung steht hier mit der Einrichtung der republikanischen Verfassung in einem genauen Verhältnisse, weil in solchen Staaten die großen Geschäffte derselben allezeit mit den öffentlichen Angelegenheiten in der größten Verbindung stehen, und die

Maaß-

Maaßregeln hierüber bey der allgemeinen Besorgung der Regierungsgeschäffte vielmals gefaßt werden. In der monarchischen Regierung fürchtet die Handlung alles, was wegen derselben von oben herein könnte verordnet werden; sie flieht hier gern in die Schatten, und verbirgt daselbst ihr Inneres so viel sie kann; da alle öffentliche Anstalten, die sie betreffen, ihnen so verdächtig vorkommen, als sie in einem freyen Staate sicher scheinen und ein völliges Vertrauen erwecken. Bey der republikanischen Einrichtung herrscht eine gewisse Ueberzeugung, eine Art von mehrerer Gewißheit des Eigenthums, welche die größten Unternehmungen befördert; weil man nach Erreichung seines Zweckes von der Sicherheit der erlangten Reichthümer überzeugt zu seyn scheint, man glaubet

nur bey den Mitteln dieser Vermehrung und dem zweifelhaften Glücke dieser Unternehmungen selbst, etwas aufs Spiel zu setzen, niemals aber nach der erwünschten Epoque des glücklichen Ausgangs. Es ist daher der Natur eines freyen Volkes gemäß, daß es dem Anwuchse seiner Güter stets nachstrebe, so wie es den beherrschten Völkern mehr eigen zu seyn scheint, auf die Erhaltung der Reichthümer, als auf deren Vergrößerung bedacht zu seyn. Aber wir entdecken noch wichtigere Gründe, warum die Handlung der erstern weit wichtiger und ansehnlicher seyn müsse, als irgend eines andern Staats. Die Handlung der monarchischen Länder gründet sich eigentlich auf den Luxus, dieser ist ihr größter Gegenstand. Sie ist stets darauf bedacht, durch alle mög-

liche Mittel dem Stolze und der Eitelkeit dieser Völker durch die feinsten Hervorbringungen der Kunst ein Genüge zu leisten: Da hingegen in freyen Staaten, wo dieser verschwenderische Aufwand als ein Hauptfeind durch Gesetze verboten und verabscheuet ist, die Grundsäulen der Handlung blos in der Sparsamkeit und dem Fleiße des Eigennutzes bestehen. Dieser bestrebt sich in emsigen Bemühungen nicht seine Bequemlichkeiten zu besorgen, sondern den Anwuchs der Reichthümer zu befördern, die für sie nie ansehnlich genug seyn können. Ihr Auge ist der Beobachter aller Bedürfnisse und Thorheiten anderer Völker, um diese zu ersetzen, jene zu befriedigen, durch beyde aber sich reicher und geiziger zu machen. Ihre Unverdrossenheit, auch wenig zu gewinnen,

machet diesen kleinen Vortheil durch die öftere Wiederholung ansehnlich. Die Erfahrung zeiget es uns auch, daß die größten und wichtigsten Handelsgeschäffte in republikanischen oder ihnen ähnlichen Verfassungen zu Stande gebracht werden. Denn da eine Handlung zur andern führet, so steigen sie von Stufe zu Stufe bis auf den Gipfel. Wer einmal die eingewurzelte Neigung zum Gewinne hat, auch den geringen Vortheil nicht zu verachten, setzet sich vielmals in eine Verfassung, bald größere Geschäffte einzugehen, und erlangt die Begierde vieles zu besitzen. Da der Luxus mit seinen verschwenderischen Ausgaben in den monarchischen Regierungen beliebt ist, so ist dort diese Neigung gar wenig bekannt, und widerstreitet dem gemeinschaftlichen Geschmacke.

§. 166.

§. 116.

Wir haben schon im ersten Theile bey der Untersuchung des Menschen überhaupt §. 72. und 83. wahrgenommen, daß die Furcht eine ganz eigene Leidenschaft des Geizes sey. Die freyen Staaten werden daher oft dadurch beunruhiget. Denn diese Eigenschaft beherrscht sie nicht allein nebst ihren sämmtlichen Folgen, so, daß ihre Wünsche stets auf eine ruhige Sicherheit gerichtet sind, sondern die Handlung erfodert ganz vorzüglich den Frieden, weil sie ungemein scheu ist, und selbigen zu ruhiger Betreibung ihrer nutzbaren Geschäffte überaus nöthig hat. Nationen, die einen großen Verkehr mit einander haben, treten in gegenseitige Verbindlichkeiten, und hängen in gewisser Absicht von einander ab. Findet die eine die

Anzüglichkeiten des Nutzens in dem Verkaufe, so erlanget die andere vielleicht durch diese Erhandlungen ihre Vortheile. Beyde werden durch den Zwist gestöret. Ueberdieses bringt auch der Geist der Handlung ein gewisses Gefühl der Gerechtigkeit und Billigkeit, und ein genaues Ebenmaaß der Dinge bey, welches allen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, und besonders dem Raube widersteht. Wir erblicken dieses in keinem hellern Lichte, als bey den Völkern, welche die Handlung gar nicht kennen. Denn oft ist der gänzliche Mangel derselben und des Umgangs mit andern Nationen, die Ursache ihrer räuberischen Streifereyen, obgleich nicht der Ausschluß aller Tugenden. Die streifenden Araber haben keinen Verkehr mit andern Nationen, sie schwärmen

gierig herum, aber dennoch verkennen sie die unverbrüchlichen Gesetze der Gastfreyheit nicht, welche man oft in den blühendsten Ländern der Handlung vergebens suchen würde.

§. 117.

Den Luxus haben wir im vorhergehenden schon als einen Hauptfeind der republikanischen Handlung betrachtet; er ist aber auch in noch mehrerer Absicht gänzlich aus freyen Staaten zu verbannen. Wir wollen diese verführerische Ueppigkeit etwas genauer untersuchen. Die Ungleichheit der Glücksumstände ist ihre Quelle, sie steht mit ihr in einem solchen Verhältnisse, daß, nach Maaßgabe derselben, der Glanz stärker oder schwächer ist, je nachdem sie ansehnlich oder geringer ist. Der Stolz nimmt den größten Antheil an dem Luxus, er

er gründet sich auf die Menge sinnreicher Künste und Bequemlichkeiten, die wir uns durch die Arbeit und den Fleiß anderer weit über unsere Bedürfnisse verschaffen. Es ist also der Natur der Sache sehr gemäß, daß diese glänzende Verschwendung bey großen Völkern und in ansehnlichen Städten am meisten herrsche, da sie daselbst das Bestreben, sich vor der Menge hervorzuthun, antrifft. Dieses wird oft so groß, daß, da so viele nach dem Ziele des Vorzugs trachten, man selten einen unterscheidet, und die Wenigsten ihren Zweck erreichen. In freyen Staaten hingegen und besonders bey der Democratie, ist die Gleichheit der Umstände und der Glücksgüter eine Art von Vollkommenheit, die nicht wenig zu ihrer Erhaltung beyträgt, zugleich aber auch ein mächtiges Hinder-

niß

niß der Ueppigkeit ist. Auch bey Aristocratien wird dieses auf einige Art beobachtet. Denn wenn gleich die Vornehmsten, denen die Regierung anvertrauet ist, in bessern und ansehnlichern Umständen sich befinden, so sind ihnen doch vielmals die Hände durch die Gesetze so gebunden, daß sie wenigstens in der äusserlichen Pracht das Vermögen ihrer Reichthümer, ihren ärmern Mitbürgern, durch einen vorzüglichen Glanz, nicht fühlen, und den Luxus einreißen lassen können. Venedig ist ein Beyspiel davon. Auch in den ältesten Aristocratien besaßen die Vornehmsten einen weit ansehnlichern Theil von Glücksgütern vor einer Menge ihrer ärmern Mitbürger, die in Dürftigkeit lebten. Aber ihre Reichthümer verführten sie nicht zu schwelgerischen Bequemlichkeiten und

zu einem eiteln Glanze der Pracht; sie verbreiteten sie vielmehr, durch allgemein-nützliche und große Arbeiten und Gebäude über den geringen Theil des Volkes, und gossen oft ihren Ueberfluß in großen und allgemeinen Lustbarkeiten aus, deren ungemeine Ausgaben allezeit zur Bereicherung des Ganzen ausfielen.

Noch ein wichtiger Umstand zeiget den Luxus als einen der gefährlichsten Feinde der republikanischen Verfassungen. Denn er ist es, der die Gemüther schwach, weichlich und keineswegs zu der moralischen Vollkommenheit des Guten geschickt machet, welches den Grund und die Hauptstütze freyer Staaten enthält. Denn der Mensch, der durch die Berauschungen der Eitelkeit dahin gerissen wird, kann seine Privat-

absichten wohl schwerlich dem öffentlichen Wohl bey der heischenden Nothwendigkeit aufopfern und in Beobachtung dieses Grundgesetzes den Nationalzug der Freyheit und Liebe des Vaterlandes bezeichnen. So bald der Glanz der Ueppigkeit Athen verblendet, und Rom stolz gemacht hatte; so fiel die Liebe des Vaterlandes, und das Kleinod der Freyheit verschwand. Denn die Begierde in Verschwendung sich hervorzuthun verursachet, daß man alle Bemühungen bloß auf seinen Nutzen, und auf die Vergrößerung seiner selbst anwendet, und die allgemeine Wohlfahrt gänzlich außer Acht läßt.

Zu dem sind auch die großen Ausgaben der Ueppigkeit dem Geize als der republikanischen Hauptneigung zuwider. Da sein Fleiß und seine Enthaltsamkeit

sich

sich stets dahin bearbeiten soll, daß die öffentlichen Fonds reich und ansehnlich erhalten werden, so schickt sich dieser verschwenderische Glanz so wenig zu diesen nützlichen Bemühungen, daß er ihnen vielmehr gerade zuwider läuft.

Da man wohl weis, daß mit den Frauenzimmern fast allezeit die Eitelkeit und der verschwenderische Glanz derselben herrscht, so genießen sie zwar in freyen Staaten auch die Vorzüge ihrer Einrichtung, aber ihr kostbares Verlangen, zu gefallen, ist durch Gesetze eingeschränkt, daß sie diesem gefälligen Zuge nur wenig folgen können. Uebrigens muß eine wohl eingerichtete und kluge Erziehung ihrem Geschmacke, wo möglich, eine andere Wendung geben, und ihre Sitten der republikanischen Voll-

kom-

kommenheit gemäßer bilden. Dieß leitet uns in ein neues Feld.

§. 118.

Wir wollen also einen aufmerksamen Blick auf die Erziehung thun. Da Kinder nichts anders als ein heranwachsendes Volk sind, so hat ihre Bildung den stärksten Einfluß aufs Allgemeine und auf den öffentlichen Zustand. So wichtig die Erziehung für alle Staaten ist, so beträchtlich ist sie ganz besonders für freye Staaten, wo sie auf gewisse Art die vollkommenste seyn muß. Denn hier soll sie die noch zarten Gemüther zur moralischen Vollkommenheit der Aufopferung seiner selbst für das Wohl des Ganzen, und für die Liebe zur Freyheit und des Vaterlandes bilden und geschickt machen. Die Grundsätze der Erziehung sind die ersten, die unsere

noch

noch leere Empfindung rühren; und je stärker sie sind, desto geschickter werden sie seyn, uns zu guten Bürgern vorzubereiten. Soll aber dieses geschehen, so muß jede Familie nach dem Plane des Ganzen behandelt werden, welches sie alle in sich begreift. Noch in dem zarten Alter des Herzens muß Fleiß, Mäßigung und die Liebe zur Sparsamkeit, mit den reizendsten Farben vorgestellet werden, damit diese Hauptstützen der republikanischen Freyheit, in den anfangenden Bürgern gleich einen festen Grund erhalten können. Ihre Neigungen hierzu erheben sich dann zu der Stärke des Geistes, sich alles eher als ihre eigene und ihres Vaterlandes Freyheit rauben zu lassen. Dieß fodert oft eine Aufopferung des Eigenthums und seiner selbst. Dieß ist

vorzüg-

vorzüglich an den Orten, wo alle an der Regierung Theil nehmen wollen, bey Democratien nöthig. Denn lieben ihre Bürger diese Einrichtung, so werden sie auch suchen selbige zu erhalten; um dieses aber zu bewerkstelligen, wird oft der Eigennutz dem öffentlichen Wohle zu Liebe verabsäumet werden müssen. Die Väter müssen diese Gesinnungen schon besitzen, um den Kindern diesen Geschmack beyzubringen. In dieser Absicht hatte Athen, besonders aber Lacedämon vortreffliche Anstalten. Justinus in dem dritten Buche seiner Geschichte, im dritten Kapitel, saget uns: daß die spartanische Jugend nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande erzogen worden wäre, um die Sitten mehr nach Unschuld und Redlichkeit zu bilden und ihre ersten Jahre in Arbeit und Fleiß, nicht

aber

aber in Schwelgerey zuzubringen. Es sey ihnen auch nicht eher, als bey ihren männlichen Jahren, in die Stadt zu kommen, erlaubt gewesen, als zu einer Zeit, wo man sie in den Grundsätzen der Mäßigkeit und des moralischen Guten schon fest zu seyn glaubte. Ueberdieß wurden sie stets zur Enthaltsamkeit angehalten, und durch Härte stärk gemacht. Kein junger Mensch durfte mehr als ein Kleid haben, und auch dieses durfte nicht mehr Zierde und Pracht als die andern zeigen, damit gleich Anfangs alle Neigung und Gedanken zur Ueppigkeit aus dem Wege geräumet würden. Sie speiseten auch alle an gemeinschaftlichen Tischen, welches sehr dienlich war, durch Gespräche der Alten ihre Grundsätze von der Liebe zur Freyheit und des Vaterlandes zu verbreiten, und die-

diesen glücklichen Hang dadurch allgemein zu machen, welcher einst zum Nationalzug werden sollte.

In der That waren auch alle diese Anstalten nur für kleine Staaten möglich, welche man übersehen, und ihr allgemeines Bestes gleichsam wie das Wohl einer einzelnen Familie besorgen kann. Bey den Griechen finden wir etwas besonders, welches uns hier zum Einwurf gemachet werden könnte. Wir haben schon im vorhergehenden die äusserste Nothwendigkeit des Fleißes und der Arbeitsamkeit erwähnet, wir haben sie als die Hauptstützen freyer Staaten betrachtet, wodurch allein die Gemüther zu der Stärke des Geistes fähig gemachet würden, welche hier erfodert wird, und welche sich einzig der eindringenden Ueppigkeit, als einem Hauptfeinde, zu

widersetzen im Stande ist. Dennoch ist es bekannt, daß bey den Griechen der Ackerbau, die Handwerke und alle Arten des Handels als etwas Unedles und für einen freyen Bürger Unschickliches betrachtet worden. Damit beschäfftigten sich nur die Sklaven und unterthänigen Völker, als die Iloten bey den Spartanern, und die Penestes bey den Thessaliern. Könnte es nicht also scheinen, als wenn die Vernachläßigung dieser nützlichen Arbeiten den Müßiggang mit der ganzen Folge seiner schädlichen Uebel unter ihnen hätte verbreiten können? Aber wenn auch dieses gleich nicht der Gegenstand der griechischen Beschäfftigungen war, so hatten sie doch andere Uebungen, die sie stets in Bewegung hielten. Dieß waren alle Arten kriegerischer Uebungen, Fechten, Ringen, und

alles,

alles, was zum Streit dienlich seyn konnte. Diese hielten sie für edle Beschäfftigungen solcher Leute, die ihre Kräfte zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freyheit stets zu schärfen und zu vermehren suchten. Dennoch waren sie nicht zu kurzsichtig hierbey, daß sie nicht hätten wahrnehmen sollen, wie stete und fortdaurende Kriegsübungen eine Rauhigkeit über die Sitten, und eine Härte in ihrem Wesen verbreiten würde, welche den sanften Zug, in ihrer Art zu handeln, und der griechischen Politesse den größten Eintrag hätte thun können. Die Musik kam ihnen also hier mit ihren melodischen Reizen zu Hülfe; durch diese riefen sie ihr Gemüth von den heldenmäßigen harten Uebungen zu sanftern Empfindungen zurück. So verbanneten sie die Wild-

heit, welche sich bey diesen Umständen leicht hätte einschleichen können.

§. 119.

Da die Musen allezeit die Freyheit lieben und geliebt haben, so sehen wir auch, daß sie viele Neigung für die republikanischen Verfassungen hegen. Und da überdieß der Fleiß darinnen herrscht, so muß dieses anhaltende Bestreben den Wissenschaften nothwendig sehr ersprießlich, und ihrem Fortgange darinnen, sehr beförderlich seyn. Besonders aber werden hier die Künste blühen, welche durch die Arbeitsamkeit des Geizes zu einer Art von Vollkommenheit gelangen können. Da sie aber einen so großen Einfluß auf die Einbildungskraft und die Sitten überhaupt haben, so muß die republikanische Sorgfalt hierüber besonders ein wachsames

Auge haben, die Künste müssen dann mehr nutzbar, als auf köstliche Hervorbringungen der Ueppigkeit gerichtet seyn, damit nicht der Anblick dieser Dinge verführerische Eindrücke zurücklasse. Wenn aber auch erfindungsreiche Genies dazu aufgelegt wären, so müssen die Geschöpfe ihrer Kunst in Länder verführet werden, denen der Luxus eigner und angemessener ist, damit sie der Versuchung entgehen, den Fleiß erhalten, und durch fremdes Geld bereichert werden.

Kostbare Belustigungen und bezaubernde Schauspiele schicken sich eigentlich nicht für freye Staaten, und sollen wenig oder gar nicht darinnen vorkommen. Sind sie nicht vortrefflich, so verbessern sie nicht die Sitten, und geben dem Geschmacke eine falsche Wendung,

sind sie es aber, so erfodern sie ungemeine Kosten; dieses könnte zur Verschwendung leiten, und wäre ihrem eigenthümlichen Zuge des Geizes zuwider. Oft werden die Gemüther dadurch weichlich, und die Stärke des Geistes wird vermindert, welche in der republikanischen Gesinnung herrschen muß. Die muthige Entschlossenheit könnte Gefahr laufen. Hierinnen trafen die Griechen eine vortreffliche Mittelstraße. Sie hatten auch öffentliche Belustigungen und Schauspiele, sie waren aber mit keinem sonderbaren Aufwande verknüpft, sie enthielten Bilder der Tapferkeit, und Auftritte der Großmuth und Stärke des Geistes, welche die glücklichsten Folgen und Eindrücke bey den Zuschauern machen konnten. Ueberdieß hatten sie Plätze, wo ihre Fechter und

Atlethen mit einem sonderbaren Muthe auftraten, und in so gewandten Bewegungen ihre Stärke und Geschicklichkeit zeigten, daß die große Versammlung zur Nacheiferung entflammt wurde, für ihr Vaterland und die Freyheit bey einbrechender Gefahr ein Gleiches zu wagen. Die Sitten freyer Staaten sind ihrem Nationalzuge meistentheils ähnlich. Der Eigennutz ist hier vielmals der Maaßstab der größern oder geringern Höflichkeit, welche hier doch niemals in ihrer größten Feinheit herrschen wird, die anhaltende Arbeit, die häufigen Geschäffte, und der emsige Fleiß, lassen ihnen wenig Zeit zur Politur der Sitten und der gefälligen Urbanität. Ihr Bezeigen äußert vielmals einige Rauhigkeit, aber dennoch unterscheidet man in diesem die aufrichtigen Züge der

Redlichkeit, der Treue und des Glaubens, die bey der Handlung so nützlich und nöthig sind, daß man wenigstens den Schein davon nachahmen muß. Die Aufführung überhaupt ist wegen der Freyheit hier ungezwungener, als in irgend einem Staate.

§. 120.

Jetzt gehen wir von einem eingeschränktern Staate, von einer leicht zu übersehenden Versammlung von Menschen zu der gewaltigen Menge eines Volkes, zu der ansehnlichen Größe einer monarchischen Regierung. Gleich bey dem ersten Anblicke entdecken wir den Ehrgeiz als ihre vornehmste Triebfeder. Ihr Nationalzug ist die Liebe zum Ruhm, zur Größe des Monarchen und des Reichs, welche zu erhöhen und zu vertheidigen Reichthümer und Leben nicht

zu theuer sind. Hier ist es, wo der Muth bey Aufopferung derselben den Helden oft zum Gipfel der glänzenden Ehre führet, wenn er die Gränzen des Vaterlandes durch große Eroberungen erweitert, und die Macht und das Ansehen seines Monarchen geehrt, furchtbar und unübersteiglich machet. Hier, wo oft unzehlbare Heere in Muth und Tapferkeit entbrennen, und für den Ruhm ihres Herrn und des Vaterlandes über alle Schrecken des Kriegs und des drohenden Todes erstaunliche, und der Nachwelt zu bewundernde Thaten, verrichten. Die Ehre ist das gemeinschaftliche Ziel fast aller Wünsche, auch trifft man nirgend mehr Opfer derselbigen an. Denn hier, wo die glänzenden Zeichen der Ehre, dem Volke stets vor den Augen schweben, hier, wo die

verführerischen Wege darzu meistentheils offen sind, eilet eine große Menge auf selbigen fort, wo wenige das vorgesteckte Ziel erreichen, und die meisten an den gefährlichen Klippen hängen bleiben oder scheitern. Diese edle Begierde glimmt gleich einem gelinden Feuer unter der Asche, auch bey dem größern Haufen des Volkes, und schlägt bey dem vornehmern Theile desselben oft zu grossen Flammen aus, die sich selbst einander verzehren. Der Fleiß und das unermüdete Bestreben des Ehrgeizes thut auch in Staasgeschäfften eben so große Dinge, als die emsige Arbeit des Geizes in dem Bezirke des republikanischen Eigenthums. Der große Mann, der geschickte Minister oft eben von so drohenden Gefahren, als der Held selbst umgeben, bearbeitet sich unermüdet mit

einer eben so bewundernswürdigen Standhaftigkeit, sein glänzendes Geschäfft zur Ehre seines Herrn, zum Ruhme des Vaterlandes, und zu seiner eigenen Erhöhung, zu einem siegreichen Ende zu bringen. Seine unermüdete Beflissenheit höret nie auf, bis er den Gipfel der Ehre erreicht.

§. 121.

Da der monarchische Zug von so edler Art ist, so wird man auch nur wenige Spuren des Geizes, allgemein betrachtet, in demselbigen antreffen. In der That sind auch alle Einrichtungen in dem Gebiete der Ehre dieser republikanischen Triebfeder sehr unangemessen. Ein regierender Herr hält nach Maaßgabe seiner Macht große Armeen. Freye Staaten sind darzu wegen der eingeschränktern Gränzen ihrer Länder

nicht

nicht geschickt, sowohl an Menge der Leute, als an den Einkünften ihres Unterhalts. Der Monarch sucht billig bey einem gerechten Kriege sein Reich durch Eroberungen zu erweitern; die Republik ist mehr dahin bedacht, sich zu vertheidigen, sie bestrebet sich mehr dasjenige zu erhalten, was sie hat, als es durch Eroberungen zu erweitern, deren weitläuftiger Umfang für eine freye Regierungsart hernach vielleicht zu groß seyn würden. Ueberdieß ist der Luxus ihr Hauptfeind, der monarchischen Regierung eigenthümlich, alle seine Wirkungen schicken sich dahin, und sind ihr angemessen. Er macht die Völker und deren Sitten etwas weichlich, und ist vollkommen geschickt, die Folgsamkeit dadurch über sie zu verbreiten, die man dem gebietenden Scepter schuldig ist.

Leute, bey denen die Ueppigkeit ihre süßen Annehmlichkeiten verschwendet, sind lenksam, nicht so fest in ihrem Vorsatze, nicht so unerschrocken und unbiegsam, als in republikanischen Verfassungen, wo das Gefühl der Freyheit diese Regungen erzeugt. Hier wo die Pracht eines Hofes seinen verführerischen Glanz um sich verbreitet, haben die Beyspiele der Ueppigkeit den größten Einfluß auf die erweichtern Gemüther und reizen zur Nachahmung. Das Gepränge der Ehre, die verschwenderischen Ausgaben locken die handelnden Völker, ihre Waaren, die Erfindungen der Kunst, und die üppigsten Bequemlichkeiten hier auszuschütten, und den gereizten Geschmack und die schon erhitzte Einbildungskraft noch mehr in Bewegung zu setzen. Hier ist also der Luxus in seiner Heimath,

und weniger schädlich, als an irgend einem Orte. Denn die Ungleichheiten des Glücks, welche man hier so oft antrifft, und worauf er sich gründet, machen es zur Nothwendigkeit, daß die Reichen durch eine Menge üppiger Bedürfnisse über die Aermern ihren Ueberfluß ergießen, und dadurch dieser ihren dringendern Mangel an den Nothwendigkeiten des Lebens abhelfen. Die Frauenzimmer, mit welchen die Eitelkeit und diese verschwenderische Begierde in gleichem Grade herrschet, genießen, hier der erwünschtesten Freyheit dazu. Sie sind hierinnen weder durch Gesetze, wie in Republiken, verhindert, noch in kostbare Gefängnisse, wie in despotischen Reichen eingeschränkt. Nichts ist also der Natur der Leidenschaften gemäßer, als daß sie hier ihrem Abgotte opfern,

und seinen unwiderstehlichen Reizen um desto eifriger folgen, da sie sich oft an und um dem Hofe, als dem Mittelpunkte der Pracht und der verschwenderischen Lustbarkeit befinden, und durch so mancherley Beyspiele dazu gereizet werden.

So nützlich aber auch der Luxus monarchischen Verfassungen seyn kann, so natürlich er ihnen auch ist, so ist er doch beydes nicht in der Allgemeinheit für alle Reiche dieser Art. Denn ist die Hand der Natur in ihren verschiedenen Geschenken bey ihnen zurückhaltend gewesen, hat es daher oft einen Mangel an Gelde; so ist die Ueppigkeit, der monarchischen Einrichtung ungeachtet, aus selbiger zu verbannen. Denn da befördert sie nicht den Umlauf des Geldes, sie übet nicht kunstreiche Hände in Erfindungen, dazu die Natur keine

Pro-

Produkte liefert, und den Stoff dazu versaget hat; sie bewirkt also nichts anders, als daß ihr mäßiger Reichthum für sinnreiche Bequemlichkeiten an Fremde verschwendet wird. Die Folgen hiervon würden einen solchen Staat immer schwächer und ärmer machen, da er überdieß zur Vertauschung und Umsetzung wenig eigenthümliche Waaren in sich enthält, folglich wenig oder gar keine nutzbare Handlung von ihm behauptet werden könnte.

§. 122.

Die Handlung monarchischer Staaten, ist wegen der häufigen Bedürfnisse der Ueppigkeit, die darinne herrschet, zwar sehr ansehnlich, aber von einer ganz andern Art, als die Handlung freyer Staaten. Diese letztere, welche nur immer den Nutzen vor Augen hat,

gewinnt

gewinnt ansehnlich gegen die erste, welche dem Volke bey ihrer eingewurzelten Begierde zum Vergnügen, die häufigsten Mittel hierinnen zu verschaffen sucht. Dennoch ist die monarchische Handlung immer nützlich genug. Sie befördert in einem gesegneten Lande den Umlauf des Geldes, und ist die Triebfeder des einträglichen Handels mit eigenthümlichen Landesprodukten. Sie beschäfftigt die Hände einer Menge Arbeiter, übet die Geschicklichkeit des kunstreichen Genies, und erhält die unschätzbare Eigenschaft des Fleißes unter einem emsigen Volke. Sie bleibt also eine einträgliche Quelle, ob sie gleich nicht so ergiebig ist, als in freyen Staaten.

Bey dieser Handlung scheint es bald zur Grundregel angenommen zu seyn, daß der Adel davon ausgeschlossen ist,

und dieß mit vielem Grunde. Sie würden die Handlung der eigentlichen Kaufleute schwächen, und würden dadurch eben diejenigen Personen wegfallen, die da kaufen, und die Waaren und künstlichen Hervorbringungen der Ueppigkeit ihnen abnehmen sollten. Von dem gehäuftern Reichthume würde alsdenn wenig oder gar nichts auf den Theil abfließen, der ihn so nöthig hat, um nur einigermaßen mit Anstande leben zu können. Auch suchet oft der Kaufmann im Anfange mit wenigem durch anhaltenden Fleiß und Geschicklichkeit sich höher zu schwingen, und zu einem anständigen, und wo möglich zu einem großen Vermögen zu gelangen. Vielmals würde dieses durch den Adel gehindert werden. Denn Leute, welche gemeiniglich schon ein ziemliches Ver-

mögen

mögen besitzen, würden gleich vom Anfange mit so ansehnlichen Summen zu debitiren im Stande seyn, daß die Schwächern nicht allein schwerlich aufkommen, sondern oft dadurch zu Grunde gerichtet werden könnten.

Diesen allen vorzubeugen, hat man in vielen Ländern den klugen Grundsatz angenommen und verbreitet, daß der Handel für den Adel nicht anständig sey, und er ihn andern überlassen müsse. In der That scheint er sich auch wenig für Leute zu schicken, die am Hofe zu großen Ehrenstellen gezogen werden sollen, wo sie die Pracht umgiebt, und ein üppiger Glanz der Ehre sie stets begleitet.

Was in Republiken durch die Arbeitsamkeit des Geizes bewirkt wird, das geschiehet hier durch den anhaltenden Fleiß der Ehrbegierde, diese suchet, wo

möglich, den Preiß in den Künsten zu erhalten, und ist dadurch die Quelle mancher vortrefflicher Hervorbringungen, welche oft viel fremdes Geld hereinbringen.

§. 123.

Die Ehre, dieser mächtige Nationalzug monarchischer Staaten, hat bey ihrer gewaltigen Herrschaft einige von den vortrefflichen Wirkungen, welche die Sitten in einer gewissen Art von Mäßigung halten. Ihre eigensinnige Strenge schreibt oft eine Enthaltsamkeit vor, welche bey der Herrschaft des Luxus und bey so häufigen Auftritten von Eitelkeit und Wollust, sich völlig zu verlieren Gefahr laufen würde. Allein so ist die Ehre in vielen Fällen ein strenger Richter. Ihre Genauigkeit ist so groß, ihre Bedenklichkeiten vielmals so eigen-

sinnig,

sinnig, daß die Schärfe ihrer Befehle oft mehr einschränket, als es selbst die Genauigkeit der Gesetze nicht thut. In dieser Absicht ist sie die Mutter vieler Tugenden. Sie ist großmüthig, freygebig, eifrig in der Freundschaft, unermüdet, arbeitsam, um sich ihrem edlen Zuge gemäß nach der Höhe zu schwingen, welche sie stets vor Augen hat; sie ist mäßig, nüchtern, unerschrocken und tapfer, um die Schande und Verachtung zu vermeiden, und sie mit Verlust ihrer liebsten Güter, ja selbst des Lebens, zu bekämpfen.

Schon der Vorzug der Geburt giebt dem Adel in monarchischen Reichen eine Achtung, die ihnen als ein Erbtheil des Glücks schon zu einem besondern Vortheile gereicht. Da sie aber noch überdieß gemeiniglich die Reichsten, Angese-

henſten und Vornehmſten deſſelbigen ſind, da ſie in dieſer Abſicht als Reichs- und Landſtände, und Hauptglieder des Staats, betrachtet werden, welche durch beſondere Vorrechte und Verträge bey den wichtigſten Angelegenheiten von dem regierenden Herrn ſelbſt zu Rathe gezogen und befragt werden, und ſo mancherley vorzügliche Vorrechte genieſſen, ſo erhalten ſie dadurch eine beſondere Stufe des Anſehns über alle andere Stände in dieſen Staatsverfaſſungen. Ueberdieß ſo ſind die Ehrenſtellen, wonach ſie, oft mit Ausſchluſſe anderer, nur allein zu ſtreben fähig ſind; die Nähe, in welcher ſie ſich bey der Quelle der Ehre in der Perſon des Monarchen ſelbſt befinden; die vielfältigen Gelegenheiten, die auf ſo mancherley Wegen ſich äußern, in dieſem oder

jenem Fache sich zu schwingen und her-
vorzuthun; die Unterstützung der Güter
und des Vermögens, so ihnen das Glück
vielmals mitgetheilt hat, alle diese tre-
ten als eben so viele Zeugen auf, wie
viel der Adel hier gelte, und welche Vor-
theile sich ihm darbieten, in einer glän-
zenden Laufbahn die angesehnsten Stel-
len des Reichs zu erhalten. Er ists,
der die so gewünschten Zeichen der Ehre
am meisten an sich trägt, der mit dem
blendenden Schimmer des Luxus pran-
get, und in den wichtigsten Aemtern des
Staats die Angelegenheiten des Reichs
besorget. Der Herr selbst glaubet alles
auf seiner Seite zu haben, sobald die
Stände des Reichs vollkommen mit ihm
einstimmen, und oft räth ihm eine weise
Staatsklugheit, lieber diesen sanften
Weg, als den monarchischen Befehl, zu

L 4 erwäh-

erwählen. Denn die Gnade ist die Haupteigenschaft eines Monarchen. Hier gebietet ein Einziger, und gern folget man diesen Befehlen, weil man den liebet, von dem sie kommen; gern unterwirft man sich ihm, weil man ihn unendlich schätzet, und die Ehrfurcht, ein Kind des Ehrgeizes, eine Folge des Nationalzuges, es so erfodert. Die Freyheit ist wohl viel eingeschränkter als die republikanische, aber es herrschet dennoch kein Zwang dabey, weil man es gern thut, und seinem Zuge gemäß handelt. Hieraus entspringt auch eine Art von Freyheit, welche fast eben so mächtige Triebfedern als die republikanische hat, auch nähert sich die Monarchie in diesem Stücke den freyen Staaten weit mehr, als irgend eine andere Verfassung. Denn sie ist auf Grundgesetze

gebau-

gebauet, und schließt eine gemäßigtere Macht in sich, als die zügellose Gewalt des Despotismus, die keine Gränzen kennet, und welche auch den Schatten von Freyheit und wahrer Ehre flieht. Der Unterthan hat gelernt, seinem Herrn zu gehorchen, den er liebet und ehret, aber er kriecht nicht, wie der orientalische Sklav, der seinen Despoten haßt und fürchtet.

§. 124.

Man werfe nur einen Blick auf die Erziehung monarchischer Staaten. Man kann sie nicht genauer, als in drey verschiedenen Epoquen beobachten, in welchen sie dem Menschen nach den verschiedenen Abschnitten seines Lebens die Lage seiner Umstände bildet. Die allerersten Eindrücke, so wir auf unsere kaum sich regenden Empfindungen erhalten,

geschieht am Morgen unseres Lebens, durch die gelinde Hand unserer Aeltern. Den zweyten Unterricht empfangen wir bey anwachsendern Jahren durch die Bemühungen unserer Lehrer. Die dritte Bildung erlangen wir durch den Umgang mit der großen Welt, und diese ist es vorzüglich, welche der monarchischen Erziehung erst die rechte Vollkommenheit giebt. Denn ob sie gleich in dem zartesten Alter die anfeuernden Bilder der Ehre und des Ruhms, die gegenseitige Verachtung der Schande, und Furcht der Schmach, mit den stärksten Farben in die jungen Herzen der Kinder zeichnen muß, um sie gleich zu dem edlen und allgemeinen Nationalzuge vorzubereiten, so bekommen wir doch diejenigen ächten und gereinigten Begriffe und Pflichten der Ehre, welche hier herr-

schen, nicht eher, als durch den Umgang mit der großen Welt. Diese athmet nichts mehr, als die Begierde sich hervorzuthun, und in diesem Bestreben den Namen, und die Ehre des Monarchen und des Vaterlandes aus allen Kräften zu befördern und zu erhöhen. Die Ehre ist hier der allgemeine und unumschränkte Beherrscher, die geringsten Vergehungen wider dieselbe werden bis aufs Blut gerächet. Ihre Maaßregeln sind schärfer, und ihre Einschränkungen genauer, als die Strenge der Gesetze, und sie werden fast allezeit mit dem größten Eifer befolgt. In den Sitten herrschet eine Art von Freymüthigkeit, und etwas Dreistes, welches bey aller Ungezwungenheit in dem Umgange dennoch eine Feinheit der Handlungen und eine Politur der Kunst verräth. Diese zeigt

sich vielmals an den Höfen in ihrer wahren Gestalt, da, wo die Ehre überall gegenwärtig ist, und selbst in dem geheimsten Zuge der Denkungsart ihre Triebfedern äußert. Daher sind die meisten Tugenden vielmals hier nur scheinbar. List und Schmeicheley, so sehr sie auch unter dem gefälligsten Mantel der Höflichkeit der wahren Größe entgegen stehen, und zuwider sind, werden dennoch mit den strengsten Maaßregeln dieser Ehre übereinstimmend und erlaubt seyn, so bald sie den Weg öffnen können, welcher zu einer vorzüglichen Höhe, und zu dem gewünschten Ruhme zu führen im Stande ist. Die verstellte Falschheit wird denn zur unvermeidlichen Nothwendigkeit, und eine betrügerische List nimmt den Glanz des Genies und die vorzüg-

liche

liche Benennung des Verstandes an. Der Stolz macht uns dann artig, und die Begierde, uns hervorzuthun, gebietet ein Bezeigen, das, seines einnehmenden Zuges ungeachtet, dennoch nach dem Vorzuge schmeckt. Dieß ist der Grund unserer Höflichkeit, und die Quelle der Artigkeit unserer Sitten. Wir suchen uns einander gegenseitig zu gefallen, nicht weil wir in großer Anzahl bey einander uns die gemeinschaftliche Freundschaft ablocken wollten, sondern weil ein Jeder für gesitteter, verständiger und vollkommener gehalten werden möchte.

Wir kehren aber auf etwas zur Erziehung der ersten Jahre wieder zurück, und wir haben schon die Bemerkung gemacht, daß die noch leere und kindische Einbildung mit den Vorstellungen der Ehre, den Bildern des Ruhms,

und den Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams gegen den Monarchen selbst erfüllt werden müsse. Denn nichts wird durch Religion, Ehre und Gesetze in monarchischen Staaten billig mehr eingeschärft, als diese Folgsamkeit gegen die Befehle des Regenten, der in derselben seine Stärke und in der freudigen Bereitwilligkeit, die vornehmste Stütze seines Ansehns und seiner Macht mit Recht setzen kann. Diese Befehle können und müssen nun wider die Grundsätze der Ehre nicht selbst laufen, weil sie sonst der mächtigsten Triebfeder des Staats entgegen stehen, und ganz allein in dem knechtischen Zwange des Despotismus verwiesen werden müssen. Die Befehle des Monarchen sind allezeit mit der Ehre verknüpft, und ruhen also stets auf ein und eben derselben Grund-

säule

säule des Reichs; sie sind auch mit Gnade, als der Haupteigenschaft eines regierenden Herrn vergesellschaftet; in beyden Fällen erfodern sie nicht kriechende Sklaven, sondern nur gute, getreue und edelgesinnte Unterthanen.

Die Ehre ist oft so gebieterisch und so stark, daß sich vielmals die Erziehung blos nach ihr richten muß, und diese fast niemals zu der Nothwendigkeit herabsteigt, jener etwas nachzugeben. Sie lehret uns den Werth der Güter in so fern besonders achten, als sie zu Beförderung der Ehre, und Vermehrung ihres Glanzes etwas beytragen können; aber sie heißt sie uns verschwenden, sie verbietet uns selbst einige Achtung für unser Leben zu haben, so bald es die Erhaltung unseres guten Namens und des Ruhms erfodert. Auch zeiget sie

uns

uns die stete Verbindung, welche unsern Stand mit der Art unsers Betragens vereinigen soll, sie weißt uns die Uebereinstimmung unserer Pracht und Aufwandes mit selbigem, welcher nach dessen Größe oder wenigern Beträchtlichkeit in steter Harmonie glänzend oder weniger scheinbar seyn muß.

§. 125.

Die Wissenschaften haben unter einem gnädigen monarchischen Scepter einen ganz besondern Fortgang; sie wachsen unter einem Schutze, wo sie viel Geschmack und Vorschub finden. Der Luxus, welcher mit allem seinen glänzenden Gefolge hier so geachtet ist, verbreitet die Wirkungen seiner Freygebigkeit und sein Geschmackvolles Wohlgefallen auch besonders über die schönern Künste und Wissenschaften, die

sich dadurch mit Recht eines vorzüglichen Wachsthums zu erfreuen haben. Nie stiegen sie in dem reichen und glänzenden Schooße Roms auf eine so ansehnliche Stufe der Vollkommenheit, als bey dem Zeitpunkte ihrer ersten monarchischen Einrichtung, bey einem Kaiser, der sie liebete, schützete und erhöhete. Da in solchen Reichen die Ueppigkeit nebst dem herrschenden Zuge der Ehre keinen geringen Hang zur Wollust hervorbringt, welche allezeit in dem Besitze der gefälligen Gaben des Genies und der Erfindung gewesen, so ist dieses ein Grund mehr, warum man die Früchte derselben häufig, und von der auserlesensten Güte antrifft. Aber auch die tiefsten Wissenschaften, und alle andere Arten von Kenntnissen, finden in der Arbeitsamkeit und in dem unermüdeten

Anhalten des Ehrgeizes einen Grund ihres Wachsthums, und ihrer Blüthe. Da sie an sich so belohnend, und überdieß noch fähig sind, den Ruhm und Namen eines gelehrten Mannes oft auf weit dauerhaftere Art, als durch Errichtung kostbarer Denkmäler, zu verewigen, so werden bey einem Volke, dessen Zug der Ehre es stets zu Erlangung des Ruhms antreibt, viele aufgefodert, sich auf dieser glorreichen Bahn auszuzeichnen, und dann finden sich zuweilen große Köpfe darunter, welche den Gipfel ihrer Absichten nicht selten erreichen. Dadurch wird aber das Reich der Wissenschaften merklich erweitert, und die demüthigenden Gränzen desselben zu gemeinschaftlicher Genugthuung aller Leute von Geschmack weiter ausgedehnet. Ueberdieß ist ein weiser Fürst allezeit be-

reit, solche Verdienste durch Glücksgüter und Ehre zu belohnen, deren vielfältiger Nutzen in allen Theilen ihm schon bekannt ist. Ihre Neigung hierinnen versammlet, wie die Anziehung des Magnets, große Männer um sich. Dieß ist eine der wirkendsten Ursachen des Flors der Gelehrsamkeit unter einer großen monarchischen Regierung. Sie können sich die Gunst, den gnädigen Beyfall und das Wohlgefallen der erhabensten Häupter versprechen. — — Welche Reizungen! der Sporn der Ehre treibt zu großen Thaten, oft aber auch zu einer bewundernswürdigen Anstrengung der Kräfte und zu außerordentlichen Versucheu an; er läßt erstaunende Unternehmungen zu einem glücklichen Ende gelangen, wenn er auf der andern Seite die tiefsten und schwersten Entde-

ckungen der Weisheit zur Bewunderung der Welt aufschließt. Besonders hat die Neigung des Monarchen, auf die schönen Künste einen vorzüglichern Einfluß. Seine Lieblingsseiten sind diejenigen, die man am meisten bearbeitet, und welche die Geachtesten in den Ländern seiner Herrschaft sind. Der Künstler bemüht sich dann, dem herrschenden Geschmacke zu schmeicheln, und dieser ist nicht selten ein andrer, als der Geschmack des Monarchen selbst. Er äußert seine Wirkungen sowohl in den Arbeiten der Kunst, als besonders in den öffentlichen Belustigungen und Schauspielen. Oft sind sie Zeugnisse der Pracht und des Reichthums des Herrn. Ueberhaupt trifft man hier fast alle Arten der Belustigungen und Ergötzungen an, die der Ueppigkeit ihren Ursprung

zu danken haben. Der Monarch, der im Ueberfluß erzogen, zu dieser Erleichterung seiner schweren Geschäffte, zu diesen aufheiternden Veränderungen einen natürlichen Hang hat, verbreitet diesen Geschmack nicht allein am Hofe, als deren Mittelpunkte, sondern er herrschet um desto allgemeiner, jemehr sich ein Zug der Wollust in den Neigungen des Volkes zu der herrschenden Ehre vergesellschaftet, deren Feuer dadurch oft gemildert wird.

§. 126.

Das beklagenswürdige Schicksal eines Volkes unter einem eisernen despotischen Scepter wird jetzt der Gegenstand unserer Betrachtungen seyn. Unter den Bedrückungen einer so harten Sklaverey, bleibt ihren Wünschen und dem liebsten Verlangen ihrer Seele fast

gar nichts, als die Wollust übrig, welche noch die einzige Sättigung ihrer Begierden, und der alleinige Trost bey dem harten Gefühle des Zwanges ist. Die Wollust, welche hier also einzig die Bitterkeiten des Lebens in etwas versüßet, wird durch die allgemeine Ausbreitung ihrer Annehmlichkeiten zum Nationalzuge. Es ist aber noch ein wichtigerer Grund vorhanden, warum sie es ist, weil sie in ihren natürlichen Folgen stets die Furchtsamkeit zur Begleiterinn hat, welches wir bey der Betrachtung des Menschen überhaupt wahrgenommen haben. Die Furcht aber ist die erste Grundsäule des despotischen Regiments, und ihre Schrecken sind die wahren Stützen seiner Macht. Vor ihr zittert der Sklav zur Erden darnieder, und kriecht im knechtischen Gehorsame. Sowohl die

despo-

despotische Staatsklugheit, als die Nothwendigkeit selbst, suchet die Quelle dieser Furcht in Verbreitung und Vermehrung der Wollust zu erhalten, und immer mehr zu befördern. Ueberdieß ist die schwelgerische Liebe weichlich, niederträchtig, und also auf vielen Seiten geschickt, knechtische Unterthanen und Leute zu bilden, die einer so unedlen Unterwürfigkeit fähig sind. Diese Elenden müssen ohne Ehre seyn, denn ihr Tyrann beraubt sie derselben, versperrt ihnen alle Wege dazu, und unterdrücket durch die Furcht alle edle Triebfedern, die sich dagegen regen könnten. Der Fleiß und die Arbeitsamkeit des Geizes, dessen Züge sich hier gewöhnlich zu der Wollust mischen, diese unermüdete Emsigkeit, bringt ihnen, bey einer so unbeschränkten Macht, und bey dem zitternden Ge-

fühle, daß sie keinen Augenblick weder ihres Vermögens noch Lebens sicher sind, wenig Nutzen und bald gar keine Beruhigung. Sie werfen sich daher um desto eifriger in die Arme der Wollust, da sie in ihren Umarmungen noch die einzige Erholung, und bey ihren berauschenden Augenblicken den einigen Genuß finden können. Daher zeigen sich in der Vielweiberey alle Freyheiten und Mittel zu den ausschweifendsten Vergnügungen dieser Länder. Der Unterdrückte, der in einem eisernen Joche, stets gebückt, oft die grausamsten Befehle erwartet, flieht in den entlegendsten Theil seines Hauses zu der annehmlichen Menge seiner Weiber, wo er bey der Schönheit, wo möglich, den Gram und das Elend zu vergessen suchet. Diese Furcht ist auch die eigentliche Ursache,

 der

der fast göttlichen Verehrung des Despoten, dessen ausgestreckter Arm stets drohend ist, die geringste Vergehung mit harten Strafen zu belegen. Man halte das Betragen und die Gesinnungen eines solchen Volkes gegen die Denkungsart eines monarchischen Reichs, so wird man das lebhafteste Bild eines großen Unterschiedes erblicken. Der Monarch, dessen Haupteigenschaften Gnade und Wohlthun sind, welche, wie zween freundschaftliche Genien ihn stets begleiten, zeiget sich, und das Volk, seines holden Anblicks ungewohnter, läuft haufenweise ihrem gütigen Beherrscher entgegen, für dessen Ehre und Wohl eine jede Brust glimmt. Der Despot zeiget sich, die Sklaven fliehen und verbergen sich vor dem schrecklichen Anblick des Tyrannen, der überall um sich her

Furcht und Schrecken verbreitet. Man betrachte die Gassen zu Konstantinopel, wenn der Sultan einmal öffentlich erscheint, so wird man dieses bestätiget finden.

§. 127.

Da die Erziehung hieselbst in dem innersten des Serails geschieht, und von Leuten ohne Wissenschaften und Kenntnisse verrichtet wird, so kann man sich hieraus schon eine Vorstellung von der elenden Beschaffenheit derselbigen machen. Die Großen und Reichen, die darinnen aufgezogen werden, befinden sich von ihren zartesten Jahren an schon in dem Schooße der Wollust; das gemeine Volk kriecht ihr in der äußersten Knechtschaft und Armuth gleichfalls nach, so daß die Jugend in eben der Unwissenheit und Mangel der Kenntnisse auf-

aufwächst, als diejenigen, die vor ihnen schon ein gleiches Schicksal gehabt haben. Hier präget man nichts eifriger als den Aberglauben ihrer Religion und die knechtische Furcht gegen das mächtige Oberhaupt, den jungen Gemüthern ein, die durch die Weichlichkeit der Wollust, worinnen sie sich stets befinden, einen genugsamen Grund zu diesen Eindrücken erhalten. Der natürliche Muth wird dadurch unterdrückt, und ihre ganze Art, die Kinder zu behandeln, muß knechtisch seyn, da sie bey anwachsendern Jahren kein besseres Schicksal als ihre Aeltern haben, auch Sklaven seyn, und so gehorchen lernen sollen. Ihre Erziehung scheint uns nach diesen Umständen nicht mehr betrachtungswürdig. Die Wissenschaften sind diesem Staate schädlich, da mehrere Kenntnisse die

Dumm-

Dummheit und Dunkelheit vertreiben würden, darauf sich ein so blinder Gehorsam gründet. Ein jedes Haus ist hier fast ein Abdruck des öffentlichen Zustandes. Jedes Haupt einer Familie ist ein kleiner Tyrann, ein Despot seines Hauses, darinnen er nach seinem eigenen Gefallen knechtisch regiert, so wie er zu gehorchen gewohnt ist.

§. 128.

Der Luxus ist hier auch auf gewisse Art im Schwange. Nicht der, der im feinsten Geschmacke seine verführerischen Reize um sich verbreitet, oder durch feinere Kenntnisse gebildet, die bezaubernden Geschöpfe der Kunst erzeugt, sondern der, welcher von den unermeßlichen Reichthümern des Despoten von seinem Hochmuthe und von dem wenigen Geschmacke und Geschick-

lichkeit

lichkeit zeuget, welches sich selbst unter der Bedeckung von Gold und Edelgesteinen verräth. Diese überhäuften Kostbarkeiten sieht man auch oft an den Vornehmsten oder den ersten Sklaven des Reichs prangen, der übrige Theil des Volkes ist meistentheils in Dürftigkeit, die sie heftig bedrückt. In Monarchien ist die Ueppigkeit die Folge einer gewissen Freyheit, seinem Vergnügen nachhängen, und mit seinem Vermögen machen zu können, was man will; in despotischen Reichen ist sie ein Mißbrauch, den die Ersten und Vornehmsten des Reichs als einen Vortheil von ihrer Knechtschaft ziehen. Der Luxus ist also hier mit keinem regelmäßigen Geschmacke verknüpft, besonders da die Frauenzimmer in diesen Verfassungen nicht ihre Erfindungen an dem Luxus ausüben können, und so

wenig die Ursache davon sind, daß sie selbst ein Stück desselben ausmachen, und stets versperrt sind. In der That war es auch in einem Reiche, wo der unveränderliche Wille und kein Widerspruch gilt, wegen ihres unternehmenden Geistes, und der unwiderstehlichen Begierde zu Intriguen, höchst nöthig, ihre Freyheit hierinnen auf die Art zu beschränken.

§. 129.

Da die Handlung nach Maaßgabe der Freyheit, wornach sie so sehnlich athmet, mehr oder weniger in Aufnahme ist, so kann man sich von derselben in despotischen Ländern keinen großen Begriff machen, da die Freyheit hier ein Verbrechen ist, deren Schatten man nicht antrifft. Es würde also dieselbige, an und für sich betrachtet, geringe seyn

müssen,

müssen, wenn nicht einige Völker den Fehler derselbigen durch ihren eigenen Handlungsgeist ersetzt hätten, so daß es auf die Art Reiche giebt, die bey allen ihren despotischen Einrichtungen dennoch mit Nutzen handeln. Wer wird zum Beyspiele zweifeln, daß das Reich des großen Mogols und das Kaiserthum China nicht despotisch regiert werde; und dennoch handeln diese beyden, sogar mit den freyen Holländern, mit äußerstem Nutzen. Hätte die Gewinnsucht und der ausgebreitete Handlungsgeist mancher Völker den Indianern nicht einen besondern Preiß auf ihre Waaren zu legen gelernt, hätten sie nicht durch ihr eigenes Beyspiel gewiesen, daß sie das Gold über alles, und zum letzten Endzweck ihrer großen Bemühungen setzten, vielleicht wäre der Mogol noch

nicht zu dem Verstande und der Staatsmaxime gebracht, weder Silber noch Gold auf keine Weise, außer in reichen Zeugen aus seinem Lande zu führen. Vielleicht wåre durch die Sklaverey, Dunkelheit und Unwissenheit des Despotismus wenig oder gar keine Handlung. Den Europåern haben sie es zu danken, daß sie klůger, vorsichtiger und gewinnsůchtiger gemacht worden. Bey diesen Umstånden erblicket man die einzige Mőglichkeit, wie die Handlung bey einem so beschwerlichen Zwange dennoch, und zwar zum Vortheile derjenigen blůhen kőnne, die darunter seufzen.

§. 130.

Wenn wir bey diesen Verfassungen auf den Artikel der Wissenschaften kommen, so sehen wir uns genőthiget, stille zu stehen. Ueberall erblicken wir eine

dunk-

dunkle Nacht von Unwissenheit, welche aus den schon oben angeführten Ursachen diesen Reichen viel zu nützlich und nöthig zu seyn scheint, als daß sie durch das Licht größerer Kenntnisse sollte vertrieben werden. Dieß würde die schwachen Stützen einer solchen Regierung, und die niederträchtige Knechtschaft der Völker entdecken, und gefährliche Folgen für einen solchen Staat nach sich ziehen. Hier blühen keine Künste, außer die zu Fertigung der Waaren und Führung der Handlung nöthig sind, welchen vielmals dennoch die Feinheit fehlt. China macht noch einige Ausnahme davon, weil es daselbst lichter als an irgend einem Orte Asiens ist, und dennoch enthalten ihre Wissenschaften wenig mehr, als die Lehre ihres Aberglaubens, und die unendliche Schwierigkeit ihrer Art

zu schreiben. Die herrschende Neigung des Despoten gilt hier alles, so wie sein Wille das einzige Gesetz ist, allein diese Neigung verliert sich in einem Labyrinthe von Wollust in dem innersten seines Serails, außer welchem wenig oder gar keine Belustigungen hier zu finden sind. Die Sitten sind hier dem Nationalzuge gemäs, kriechend, knechtisch, falsch und eigennützig.

§. 131.

Wir haben bisher den Charakter der Völker nach ihren verschiedenen Regierungsarten so viel möglich in der Allgemeinheit zu erörtern gesucht. Es sind aber die Ursachen noch etwas genauer zu betrachten, welche ein Volk oft dahin bringen, einen ganz andern Geist anzunehmen, und ihren Nationalzug zu verändern.

Das Clima hat den größten und sichtbarsten Einfluß von allen andern natürlichen Ursachen; seine Herrschaft ist die erste und gewaltigste von allen. Das Clima, welches die Geselligkeit und die gefälligen Gaben der Freundschaft über ein Volk verbreitet, flößt ihm auch eine Neigung zur Veränderung überhaupt ein; denn die Menschen ändern ihre Sitten desto leichter, je mehr und je offenherziger sie mit einander umgehen, und ihre verschiedenen Sitten und Gewohnheiten an einander wahrnehmen können. Denn der Geist der Nachahmung ist dem Menschen zu eigen, als daß er bey dem Anblicke abweichender Züge die Neigung ihnen zu folgen nicht empfinden sollte. Diese Neigung enthält auch allezeit den Grund zur veränderten Bildung ihrer Sitten und ihres Geschmackes.

Man ist in den Ländern weniger umgänglich, wo der Bürger wie Unterthan und Herr eine freywillige Gewalt leidet, und auch wiederum ausübet, als in denjenigen, wo die Freyheit in allen Ständen etwas eingeschränkter ist. In republikanischen Verfassungen ändert man also die Sitten weit weniger, als in monarchischen. Da die einförmigen und strengen Sitten eines freyen Volkes einen Theil ihrer Freyheit ausmachen, so müssen sie die Aenderung dieser Gewohnheiten vermeiden, noch weniger aber solche annehmen, die nach dem Zuge einer monarchischen Ueppigkeit schmecken, und daher ganz wider ihren ersten Grundsatz laufen. So bald die Sitten eines Volkes eine festgesetzte Bestimmung haben, so erlangen sie dadurch eine große Verwandschaft mit den Gesetzen,

setzen, und werden ihnen ähnlich. Eine so allgemeine Richtschnur schreibt die gesetzgebende Hand vor, die Sitten hingegen flößen sich ohne die gebieterische Stimme des Befehls ein. Und hierinnen müssen wir eben den wahren Grund suchen, warum die Sitten eine weit allgemeinere Gewalt über den Charakter einer Nation als die Gesetze selbst haben, welche mehr die besondern Fälle zu bestimmen, und die einzeln Einrichtungen anzugehen scheinen. Daher lassen sich auch Gesetze weit eher ändern, als Gewohnheiten umstoßen; weil es gefährlicher ist, etwas allgemeines umzuwerfen, als eingeschränkte Verordnungen umzuschmelzen. Die Sitten und Gewohnheiten aber enthalten gemeiniglich dasjenige, was die Gesetze nicht bestimmen, einführen oder berühren wollen.

Man würde Völker unglücklich machen, wenn man ihnen mit Gewalt und bitterer Schärfe ihre Sitten und Gebräuche benehmen wollte; denn in diese sind sie gemeiniglich sehr verliebt, und fast an nichts mehr, als an ihre Gewohnheiten gebunden. Die herrschende Hand muß es also bey einer vorhabenden Veränderung eher dahin zu bringen suchen, daß sie selbst davon abgehen, als es durch richterliches Ansehn umschmelzen wollen. Die Stärke der Beyspiele ändert die Sitten und Gebräuche eben so gewiß und bequem, als die Strafen der Gesetze den Uebelthaten und Lastern Einhalt thun. Nichts kann also den Charakter der Nationen so entgegen, und dem Grundsatze, aus welchem er fließt, so zuwider seyn, nichts kann mehr wider die wahre Staatsklugheit laufen, als

wenn man allgemeine Gewohnheiten und Sitten durch Gesetze ändern und abschaffen will. Der kluge Fürst suchet andere Gebräuche auf eben dem Wege, wie sich die verderbten Sitten eingeschlichen haben, durch entgegen gesetzte Beyspiele unvermerkt einzuführen, und ändert das durch gegenseitige Gewohnheiten, was schon zuvor einmal durch Gebräuche eingeführt war, so wie er nur das durch Gesetze aufhebt, was durch ihren starken Arm festgesetzt worden. Wenn man überdieß in Betrachtung zieht, daß die Gesetze mehr die Thaten der Menschen als Bürger ordnen; die Sitten aber die Handlungen der Völker, als Menschen überhaupt betrachtet angehen, so wird man die Ursachen der vorigen Sätze noch mehr einsehen. Die Sitten betreffen mehr

die innere Beschaffenheit des Charakters, die Gebräuche aber erstrecken sich insonderheit über die äußere Aufführung der Menschen. Dieß sind die unterscheidenden Kennzeichen dieser zwo Nationaleigenschaften.

§. 132.

Wir wollen aber jetzt in diese Materie noch weiter hineingehen, und die Ursachen näher erwägen, wodurch ein Volk oft seine Grundsätze und den öffentlichen Zustand ändert. Diese Aenderung zieht allezeit einen verschiedenen Wechsel des Nationalzuges nach sich, deren Grund sie enthält. Oft geschieht solches bey freyen Staaten, selbst durch den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen und den mehrern Anwuchs ihrer Macht. Denn ein großer Staat ist aus vielerley Ursachen, davon wir schon oben Erwäh-

nung gethan haben, nicht geschickt, nach republikanischen Grundsätzen regiert zu werden. Ueberdieß so hat das Glück und dessen große Begünstigungen eine so verkehrte Macht über das menschliche Herz, daß es ein Volk übermüthig, stolz, und zu der moralischen Vollkommenheit völlig ungeschickt machet, welche die republikanische Freyheit erfodert, vielmals das eigene Beste dem allgemeinen Wohl aufzuopfern. Da sie sich nicht mehr leiten lassen, da sie schon einmal den Stachel des Ehrgeizes empfunden haben; so verliert sich die Mäßigung des Geizes gar bald; ein stolzes Verlangen nach Ehre verdrängt die Liebe zur Freyheit, sie verlieren sie gern, um göldene Fesseln zu tragen. Dann verbreitet auch die Ueppigkeit durch das Gefühl des Stolzes ihre verführerischen Reize um sich

her, die einzelnen Mitglieder, und besonders die Wohlhabenden, trachten nach Vorzug und Ansehn, und wollen sich nicht mehr in die erste Mäßigung und Gleichheit des Standes einschränken lassen. Die Begierde sich zu erheben, erzeugt mächtige Faktionen, und die Freyheit droht zu fallen, um dem monarchischen Regimente Platz zu machen. Die letzten Schicksale der Republik Rom schildern uns dieses auf das lebhafteste. Kaum war sie zu der ansehnlichen Größe und Gewalt gestiegen, bey welcher sie sich schwerlich in republikanischer Verfassung halten konnte, als die Begierde, sich zu erheben, und die Herrschsucht überhaupt sich mächtig regten. Die Triumvirate entstunden. Ihre Stärke überwand alle andere Gewalt. Der Luxus fieng an mit großer Pracht zu herrschen; das

Volk ward weichlich, und ihre Nacken biegsam, einer obersten Gewalt nachzugeben. Man kannte nicht mehr die alte römische Mäßigkeit und Strenge, als Carthago, ihre Nacheiferinn, sie noch in Furcht und patriotischen Eifer erhielt. Cäsar, ein Mitglied des freyen Roms, ein Bürger desselben, welches er seyn sollte, war allein im Stande, eine Armee zu halten; er schwang sich bald zu einem solchen Grade von Hoheit und Ansehn, daß er das römische Reich bey dem bloßen Schatten eines republikanischen Namens, dennoch monarchisch beherrschte. Kurz darauf verlohr sich auch dieser Schatten, da Augustus in dem letzten Triumvirate über alle seine Nebenbuhler glücklich den monarchischen Namen mit der Gewalt desselben verband.

Aber

Aber auch kleinere Republiken haben oft den Fortgang ihrer Unternehmungen als den ersten Anfang zu dem Verluste ihrer Freyheit betrachten können. Athen war groß bey Mäßigkeit, bürgerlicher Tugend, und der unbeschränkten Liebe zur Freyheit. Durch sie überwand es die unzehlbare Macht des persischen Monarchen. Schon dieses und der Sieg bey Salaminium machte sie übermüthig und stolz, und dieser verderbliche Hochmuth setzte sie außer Stande, Lacedämon, ihrer Nacheiferinn, zu widerstehen. Athen ward überwunden; aber eben dieser Sieg ließ die Spartaner in eben die Schlinge fallen; sie wurden übermüthig, und ihre Freyheit gieng bald nachher verlohren. So nothwendig scheint freyen Staaten die Reizung zur Nacheiferung, und die Furcht

grös-

größerer Staaten, um ihre moralische Vollkommenheit zu erhalten.

Die aristokratische Einrichtung drohet gleichfalls über den Haufen zu fallen, wenn die Vornehmsten ihre berathschlagende Gewalt zur willkührlichen machen, und sie ungestraft sich vieles herausnehmen können. Dann wanken die Stützen der Freyheit und eine Hauptänderung steht nahe bevor.

§. 133.

Gnade ist die Haupteigenschaft des Monarchen; er muß sie nie verkennen, denn sie ist die Seele eines solchen Reiches, und dem Nationalzuge der Ehre ganz vorzüglich angemessen. Daher ist eine große Härte diesem edlen Triebe völlig zuwider, die alle kriechende Sklaverey hasset, und oft den Grund zur

Verän-

Veränderung des Regiments giebt. So fühlte es schon damals das römische Volk unter seinen Königen, dem monarchischen Scepter, bis zu der herrschenden Beschwerung des Despotismus bedrückt. Daher veränderte sich durch Grausamkeit der Zug der Ehre, der sie unter einer gnädigen monarchischen Hand gewiß stets erhalten haben würde. Sie waren nicht mehr für die Ehre des Herrn eingenommen, und eifrig für den, der sie so bedrückte; und ihr eigener Ruhm, ihre Größe, schien ihnen durch die gegenwärtige Sklaverey so verdunkelt, daß sie die Begierde sich möglichst hiervon zu befreyen, erweckte. Hieraus käumte die Liebe zur Freyheit, und der republikanische Charakter gewann über den monarchischen Zug, der so nur in einem Schatten bestund, die Oberhand. Mit Freuden

ergriffen sie die Mittel, die ihnen Brutus damals an die Hand gab, sich des Joches zu entledigen und die Ketten abzuschütteln, und so änderte sich der Nationalzug mit der Form des Regiments, das in ihm seinen Grund hatte. Auch die Holländer wurden durch die spanische Tyranney zu heftig bedrückt. Die Gnade, diese Haupttriebfeder der monarchischen Gewalt schien völlig ihre Wirksamkeit verlohren zu haben, und artete in die willkührliche Grausamkeit des Despotismus aus. Die Holländer, die unter einem sanften monarchischen Regimente vielleicht stets treue Unterthanen verblieben, und für die Ehre ihres Herrn, und den Ruhm ihres Vaterlandes eifrigst eingenommen gewesen wären, änderten, durch barbarisches Bezeigen gereizt, auf einmal diese Gesinnungen,

gen, sie ergriffen die Waffen, das Glück begünstigte sie, und sie bildeten einen freyen Staat, der durch die Liebe zur Freyheit und durch den Fleiß und Emsigkeit des Geizes in der Handlung zu der ansehnlichen Größe gelangte, worauf sie sich jetzt befinden. Ein grausamer Fürst kann wohl vielleicht die Völker in Furcht jagen, daß sie sich bücken, und zitternd ihren Nacken dem eisern Joche darbieten: er kann den Despotismus einführen, das ist, aus dem Guten etwas ganz schlechtes machen. Er kann es dahin bringen, daß sie den edlen Zug der Ehre verlassen, und den Hauptzweck, den Ruhm des Herrn und des Vaterlandes aus den Augen verlieren; aber, wenn dann seine unumschränkten Befehle alles gelten, ist er wohl in der Mitte einer kriechenden Sklaverey glücklich?

lich? Ist es Genugthuung, ist es Ruhm über Elende zu herrschen, bey denen kein Funken der Ehre glimmen darf, und die heimlich der Wollust und dem Geize mit aller seiner Niederträchtigkeit nachhängen?

Auf gleiche Art ändert sich die Monarchie in den Despotismus, wenn durch Härte und Gewalt die Fundamentalgesetze, woran der Herr selbst gebunden ist, umgeworfen, und den Ständen und Vornehmsten des Reichs ihre Rechte, Freyheiten und Vorzüge genommen werden; dann bekömmt alles das fürchterliche Ansehn des Despotismus.

§. 134.

Eine despotische Verfassung ändert sich ungemein schwer. Das Volk ist einmal in Unwissenheit und Sklaverey aufgewachsen, sie sind ihrer gewohnt,

und ihre Seele ist von der Furcht so scheu, und diese ist ihnen so tief eingeprägt, daß sie zu keiner unternehmenden Handlung fähig sind; sie sind zu der republikanischen Form völlig verdorben, und zur monarchischen Regierung gleichfalls sehr ungeschickt. Denn es ist bald nicht möglich, von dem tiefsten Zuge einer knechtischen Furchtsamkeit auf einmal bis auf die edlen Regungen der Freyheit zu gelangen, so wie es ungemein schwer wäre, von dieser kriechenden Gewohnheit bis zu den großen Gesinnungen der Ehre zu steigen. Jedoch sieht man mehr Möglichkeit bey den letztern. Die monarchische Grundlage bedarf nicht so viel moralischer Vollkommenheit, als die republikanische, wie aus dem vorigen erhellen wird; die Regierung der ersten hat auch wenigstens

eine Aehnlichkeit mit dem despotischen Befehle. Dennoch ist es eine höchst unwahrscheinliche Sache, daß der Despot die unumschränkte Gewalt fahren lassen sollte, um eine durch Reichs- und Grundgesetze etwas regelmäßigere Herrschaft zu führen. Dennoch sieht man keine Länder, wo so häufige und vielfältige Gährungen vorgehen, plötzliche Veränderungen des Thrones sich ereignen, als in Reichen, denen dieses eiserne Joch bestimmt ist. Alle solche Vorfälle tragen sich mit einer reißenden Heftigkeit zu; es biegt oder es bricht, aber fast allemal fällt es wieder in den Despotismus zurück. Oft verliert der Regent nebst den Vornehmsten des Reichs Ehre und Leben, und dennoch steigt ein ihm ähnlicher Tyrann mit eben so furchtbarem und unumschränkten Ansehen

hen auf den Thron. Denn er war Sklav, ehe er ihn bestieg; in ihm liegt der Zug des Geizes und der Furcht, der eigenthümliche seines Volkes; er bringt ihn mit zu der obersten Gewalt, und er verläßt ihn eben so wenig, als seine Sklaven unter ihm. Das wilde Wesen, welches sich auf Unwissenheit und dem unedelsten Zuge des Gemüths gründet, bleibt eigen und hängt stets an.

Da die Sitten in solchen Verfassungen einen Theil ihrer Religionsgebräuche ausmachen, und sich auf die Furcht und die knechtische Art ihrer Gesinnungen gründen, so sieht man, daß sie sich wenig ändern. Diese Aenderung wäre auch einer solchen Verfassung nachtheilig und gefährlich; nichts würde eine Hauptgährung in solchen Staaten gewisser nach sich ziehen, als wenn man den

Geist

Geist der Nationen und ihren knechtischen Zug umschmelzen wollte. Denn da, wo der Wille des Herrn das einzige gültige Gesetz ist, sind keine festern Grundregeln und Maaßstäbe, als eben diese Sitten und herrschenden Gebräuche. Würfe man also diese über den Haufen, so gienge in der That alle Bestimmung zu Grunde, die noch hier zu finden ist. Ueberdieß sind die Frauenzimmer gemeiniglich hier in bewachten Behältnissen verschlossen, sie können also nicht den Ton zur Veränderung geben, den sie so sehr lieben. In andern Ländern, wo sie frey sind, wirket ihre Begierde zu gefallen, mit dem Verlangen, sich auch ihnen hinwiederum gefällig zu machen, daß man oft die Sitten ändert. Die einsamen Mauren eines Serails verbieten dieses. In China sieht man

noch die Gewohnheit der vergangnen Jahrhunderte, hier lehret man die Sitten wie die Grundsätze der Wissenschaften, und Dinge, welche im zarten Alter von ernsthaften Lehrern eingeprägt worden, haben das Gepräge der Grundsätze und ändern sich selten oder gar nicht.

§. 135.

Noch einige allgemeine Betrachtungen über die Völker in allen Verfassungen werden dasjenige in sich fassen, was uns etwa noch übrig bleiben möchte, und hier und da nicht gesagt werden konnte.

Verschiedene Dinge sind es, welche wir als Grundursachen zu dem Charakter eines Volkes anzusehen haben. Religion, Sitten, Gewohnheiten, Gesetze, Regierungsart, Beyspiele, Clima, alles trägt mehr oder weniger dazu bey, den ausgezeichneten Zug zu finden, der ihnen

nen eigen ist. Je mehr eines von diesen Stücken auf das Volk Einfluß hat, jemehr eine von diesen Grundursachen ihre Wirkung bey ihnen äußert, destomehr weichen sie von der Natur eines andern Staates ab, und unterscheiden sich im Nationalcharakter. Die Gebräuche sklavischer Völker machen einen Theil ihrer Knechtschaft aus, so wie die Gewohnheiten eines freyen Volkes ein Stück ihrer Freyheit selbst sind. Das Clima und die rohe Natur beherrschen einzig die wilden Völker, bey deren wenig gebildeten Empfindungen nur dasjenige vorzüglich einen Eindruck macht, was unmittelbar und heftig auf sie wirket. Hingegen geben die Sitten und Gesetze den Ton bey gebildeten Nationen, deren Denkungsart durch Kunst und Wissenschaften eine feinere Wen-

dung erhalten. Die verschiedenen Charaktere der Völker sind sowohl mit Tugenden als üblen Eigenschaften vergesellschaftet. Oft liegen die glücklichsten Mischungen in Nationen, wo man es am wenigsten vermuthete, die rauhesten sind vielmals die tugendhaftesten. Unsere alten Deutschen ohne Kunst und ohne gebildete Sitten und Kenntnisse, waren dennoch mäßig, edel, tapfer, treu, aufrichtig und in dem Schooße der Wildheit und Armuth sproßten Tugenden hervor, die oft die besten und klügsten Gesetze nicht bewirken können. Man sieht Völker in den glücklichsten Himmelsstrichen, in Gegenden, wo der holde Zug der Natur, der aufgeklärte Verstand, die bildende Kunst, und der sanfte Zug der Sitten die größte moralische Vollkommenheit versprechen sollten,

ten, und dennoch herrschet die Verstellung in der Larve der Höflichkeit, Eigennutz, Neid, und eine Folge schwarzer Laster bey ihnen, in welchen man billig sich über den besondern Eigensinn der Natur wundern muß.

§. 136.

Wenn der Charakter eines Volkes überhaupt genommen gut ist, so muß man die kleinen Fehler nicht so sehr aufdecken, die es nur deswegen an sich hat, weil nichts in der Welt die unvergleichlichen Eigenschaften der Vollkommenheit erlangen kann. Eine Nation kann leichtsinnig, zuweilen etwas unbescheiden, und zum Großthun geneigt, dennoch aber voller Ehre, aufrichtig, herzhaft, und großmüthig seyn. Jemehr sie dabey gesellig, freudig, offenherzig, fein am Geschmacke, lebhaft,

angenehm und scherzend ist, je vortreflicher ist ihr Zug. Dann wird in Gedanken, in Begriffen, im Ausdrucke eine Leichtigkeit herrschen, die bey einem kurzen Umgange ihre Geschicklichkeiten auf der gefälligsten Seite zu zeigen im Stande ist.

Die Eitelkeit bey einem Volke ist oft so gewiß der Grund vieles Guten und des ersprießlichsten Nutzens, als Hochmuth und Stolz die wahren Triebfedern der schädlichsten und gefährlichsten Folgen sind. Die Eitelkeit ist die Mutter des Luxus, und dieser wirket den Fleiß, der die Künste blühen läßt, und den Geschmack verfeinert. Die Moden wechseln in einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit ab, beschäfftigen unzählige Hände und helfen unendlich viel zur Beförderung und Blüthe der Handlung.

Höflichkeit und Sitten herrschen mit sanfter Gewalt, und alles trägt mehr oder weniger bey, diesen Staat reich, blühend und groß zu machen. Der Hochmuth einer Nation wirket die Faulheit, aus der ihre Armuth als aus der ächten Quelle derselben entspringt. Hier sieht man oft die Nachläßigkeit der wichtigsten Angelegenheiten des Reichs, und Grausamkeit gegen überwundene Völker.

Alle faule Nationen sind ernsthaft und stolz; denn Leute, die nicht arbeiten, betrachten sich oft als Oberherren derjenigen, die sich, ihnen Bequemlichkeiten zu verschaffen, bemühen, um ihr Geld zu erhalten; so gehen Stolz, Faulheit und Ernst vielmals in Gesellschaft mit einander.

Um nicht nähere Beyspiele anzuführen, will ich einiger Gegenden Indiens erwäh-

erwähnen. Es giebt daselbst Orte, an welchen man sich aus keinem andern Grunde die Nägel bis zu einer abscheulichen Länge von Krallen wachsen läßt, als um zu zeigen, daß man nicht gearbeitet, und sich dadurch erniedriget hat. In einigen Ländern dieses Welttheils lernt man weder Lesen noch Schreiben, weil man es für ein Geschäfft der Sklaven hält, welche in den Tempeln ihrer Götzen die Gesänge verrichten. An andern Orten scheint es der indianischen Würde und Freyheit zuwider zu seyn, Reiß zu lesen, oder Wasser zu tragen, sie berauben sich lieber des Nöthigsten, und miethen sich einen Knecht dazu.

Wenden wir uns wieder in die glücklichen Himmelsstriche, wo die Eitelkeit mit ihrem üppigen Gepränge herrschet, so werden ihre Folgen uns hier bezeu-

gen, daß sie die Arbeitsamkeit, den angenehmen Umgang, und die feinern Sitten befördern. Die Begierde, mehr als andere zu gefallen, erzeugte den Putz; und die Neigung, mehrern als sich selbst angenehm zu seyn, brachte die Moden auf, die, so sehr sie eigentlich den Geist mit Kleinigkeiten, oft mit Possen anfüllen, dennoch in so viele Zweige der Handlung einen so großen Einfluß haben, daß sie dadurch der regierenden Aufmerksamkeit zu wichtigen Gegenständen werden. Die Erfindung ist hier stets beschäfftiget, die Hände sind nie müßig, die solche ins Werk setzen sollen, das Geld hat nicht allein im Lande selbst einen freyern Umlauf, sondern die gefälligen Hervorbringungen der Kunst, deren Schönheit und Vortrefflichkeit sich jedem Auge anpreiset, ziehen frem-

de Reichthümer an sich, und der Handel kann dadurch weitläuftiger und allgemeiner werden. Wir haben schon die Ausnahme davon eben von ärmern Staaten gemacht, bey denen alle Umsetzung mit ihren eigenen Produkten wegen der sparsamen Hand der Natur unmöglich wird; Länder aber, die sich an Gaben und Fleiß ziemlich gleich sind, würden höchst Unrecht haben, aus einem falschen Grundsatze den Verkehr-Handel, welcher aus dem Luxus entsteht, Einhalt zu thun, der ihren Nutzen befördern würde. Das Geld gleicht hier, in seinem Umlaufe von einem Reiche zum andern, der Ebbe und Fluth.

§. 137.

Endlich bleibt uns noch etwas von dem Einflusse des Climas auf den Charakter und Sitten eines Volkes zu erwähnen

nen übrig. Der Augenschein lehret es uns selbst, wie vorzüglich es auf die gesammten Kräfte des Körpers wirke, die nach seinem Feuer oder gelindern Mäßigung angespanneter oder matter ausfallen; wie verschieden werden nicht in so mancherley Himmelsstrichen unsere Säfte dadurch zubereitet und gekocht, die alsdenn auch auf diese Art unsern Körpern mitgetheilt werden. Da diese zu dem Aufenthalte desjenigen Wesens bestimmt sind, welches denket, und in dieser seiner Denkungsart einen verschiedentlichen Hang oder Zug äußert, so ist es nothwendig und der Natur gemäß, daß alles, was auf jene einen Einfluß hat, durch den genauesten Zusammenhang auf dieses wirken muß.

Das kalte Clima hat eine zusammenziehende Kraft, und enthält den Grund

einer mehrern Anspannung der Nerven, und folglich der Stärke des Körpers. Die wärmere Luft hingegen dehnt sie mehr aus, gießt eine matte Gelindigkeit durch die Glieder, und bringt weichlichere Leute hervor. Diese Stärke und rauhe Munterkeit hat eben so einen großen Einfluß, als die Weichlichkeit und schlaffe Natur der Körper auf den Geist der Völker selbst, die sie besitzen. Eine natürliche Wildheit in dem Gefühle munterer Kräfte, wirket bey jenen Herzhaftigkeit und Muth, so wie die feinere Bildung der Glieder, diese gelindere Mäßigung der Geister, bey diesen mehr Weichlichkeit, und kein so unerschrocknes Herz hervorbringt. Die rauhe Lebensart, die groben Nahrungsmittel der Ersten befestigen die Härte ihrer Körper und die Stärke des Herzens;

die Wollust, die Bequemlichkeiten, und die feinsten Ergötzungen der Sinne schwächen die Fiebern der Letztern, machen ihre Lebensgeister matter, und ihren Muth verzagter. Der große Verstand, die Wissenschaften mit den gefälligen Gaben des Witzes, finden gemeiniglich in den allerkältesten Himmelsstrichen nicht die Lage und Beschaffenheit des Geistes, welche sie zu ihrem Sitze wählen könnten: denn die feinern Lebensgeister sind nicht so, wie jene durch die Wärme in schnelle Bewegung gesetzt, und nicht durch das mildere Feuer des Climas verfeinert, um den Schwung der Einbildungskraft zu höhern Empfindungen zu erheben. Vielmehr hindert die Kälte diese geistige Bewegung der feinsten Säfte des Gehirns, und hält sie gleichsam unter der rauhen Anstren-

gung seiner kalten Natur gefangen, die es zusammen preßt, und drücket. Man beobachte den gemeinen und größern Theil des Volkes in den kalten und warmen Gegenden, so wird man diese Bemerkung in der mehrern Lebhaftigkeit des Geistes und Verstandes der letzten, und in der gemeinen Einfalt und Trägheit des Gemüths der ersten gegründet finden.

§. 138.

Die Wollust, und die erhitzte Einbildungskraft des heißen Climas, erzeugen eigentlich die reizendsten Belustigungen der Sinnen, und die Lustbarkeiten, welche die Leidenschaften dahin reißen, und ihnen eine sanfte Gewalt anzuthun im Stande sind. Im mittlern Clima sind sie gemäßigter; allein die kältesten Himmelsstriche haben nicht diesen Geschmack, und kennen diese Reize nicht, die weder

ihrer

ihrer Rauhigkeit, noch ihren Kenntnissen angemessen sind. Norwegens rauhe Bewohner wissen nur von den Bedürfnissen des Lebens; die Jagd, die Fischerey und Reisen sind ihre einzigen Belustigungen und Beschäfftigungen. Diese Völker und alle, welche einen gleichen Himmelsstrich mit ihnen haben, sind mäßig, aufrichtig, treu, und zu allen Tugenden ungemein aufgelegt. In ihren Sitten herrschet Einfalt der Natur, und das Laster flieht einen Aufenthalt, wo die eiserne Hand der Natur so wenig Mittel zu ihrer wollüstigen Nahrung darbietet. Sie sind arm, und bey ihrer Dürftigkeit vergnügt und groß. Denn die Armuth eines Volkes, welche durch die Härte des Climas, und die wenige Ergiebigkeit des Erdreichs entsteht, läßt seinen Bewohnern die Kenntnisse

der Zärtlichkeiten und den Glanz der Ueppigkeit verachten, weil sie ihn nicht kennen und geschmeckt haben. Sie machet sie zur Tapferkeit, Großmuth und den edelsten Unternehmungen geschickt; ihre Armuth machet einen Theil ihrer Freyheit aus. Die Dürftigkeit eines Volkes hingegen, welche durch die sklavische Härte der Regierung und Faulheit verursacht wird, machet diese Leute zu allen Arten von Tugenden unfähig, sie sind kriechend, und ihre Armuth machet einen Theil ihrer Knechtschaft aus. Das gemäßigtere Clima hält das Mittel zwischen der rauhen Dürftigkeit, und den ausschweifenden Berauschungen der schwelgerischen Lüste. Diese finden sich im heißen Clima vorzüglich. Man sehe die glücklichen Gegenden Italiens in ihren fast unbeschreiblichen Annehmlich-

keiten; man betrachte die übermäßigen Auftritte der Weichlichkeit und Wollust im heißen Indien, so wird man davon überzeugt werden. Sie sind unbeständig in ihren Sitten und Gewohnheiten; denn ihre Seele verliert alle Beständigkeit in der steten Zerstreuung und Wollust; fast könnte man sagen, sie wären in Tugenden wie in Lastern ausschweifend. Denn das Clima ist hier so wenig an die Gränzen einer Mäßigung gebunden, daß es seinen Bewohnern selbst nichts Bestimmtes einflößen kann. Es scheint in einer zu frühen Reife alles zu übereilen. In einigen Gegenden Indiens ist noch der Verstand in seiner Kindheit bey den Frauenzimmern, wenn schon das Alter der Mannbarkeit, und die Blüthe der Schönheit da ist. Bey der Reife der Vernunft ist der Frühling

ihrer Jahre, und die Blüthe der Reize verwelkt. Eine solche Schöne ist in ihrem zehnten Jahre in ihrem vollkommenen Alter, erreicht sie achtzehn und zwanzig, da, wo sich in andern Ländern der Witz des Geistes mit dem Reize der Gestalt erst recht entwickelt, so ist sie verblüht, und in dieser Absicht nicht mehr schätzbar. Da die Gesetze und Religion hier die Vielweiberey erlauben, so wird sie hier eine Art von Nothwendigkeit. Der Mann, der sein kindisches Weib verblühen sieht, nimmt ein anderes Kind, das jünger und noch schön ist. Doch was gehen wir in Absicht der jählingen Reife in diesem Felde in so weite Gegenden. Sicilien giebt uns schon davon genugsame Beyspiele.

Ende.

Reflexionen
eines
Schweizers
über die
Frage:
Ob es der Catholischen Eidgenoßschaft nicht zuträglich wäre, die regularen Orden gänzlich aufzuheben, oder wenigstens einzuschränken?

1769.

Verlasset ihr euch auf eine wunderbare Hülfe der Götter, weil sie diese Republik wol eher aus der Gefahr errettet haben? Die Hülfe des Himmels läßt sich bey der Nachläßigkeit durch kein Gelübde und weibisches Flehen erbitten. Ihr müsset waker und hurtig seyn; ihr müsset zur Sache thun, was dazu gehöret; ihr müsset gutem Rath folgen; so wird euch Gott beystehen.

Sallust. in bello Catilinario.

Denen

Freyen Landleuten

des

Cantons

N. N.

wie auch

seinen übrigen freyen, lieben Eid- und Bunds-Genossen, der Röm. Cath. Eidgenoßschaft,

wiedmet diese Reflexionen aus Wohlmeinung für das Vaterland, der Verfasser.

Nothwendige Erinnerung

für diese zweyte Auflage.

Ich habe nur aus Wolmeinung für das Vaterland, und für euch liebe freye Landleute, diese Reflexionen durch den Druk öffentlich bekannt gemacht; wie aber selbige aufgenommen werden, wird die Zeit lehren.

Ich kann mir zwar die Verschiedenheit der Urtheile leicht einbilden; einigen gefallen sie, andern hingegen sind sie ein Greuel. Diese aber werden mir vergönnen, noch ein paar Worte mit ihnen zu reden.

Wer den Vorbericht mit unverfangenem Gemüthe und ohne Partheylichkeit lieset, der wird mir doch gestehen müssen, daß ich die wahre, heilige Religion vor allem hoch schäze; daß ich die Liebe zum Vaterland und zur Freyheit anpreise; die Rechte der von Gott eingesezten weltlichen Obrigkeit behaupte, die Bischöffe und die Weltgeistlichen ehre, und es überhaupt mit dem ehrlichen Landmann gut meyne.

Dieses alles berechtigt mich, von euch mei-

meinen Lesern, vielmehr Dank, als aber Haß und Verfolgung zu erwarten.

Was ich hingegen von den Ordensleuten sage, das sind Wahrheiten, die auch der einfältigste prüfen kann, in so fern er nur will. Ich habe ihm den Leitfaden an die Hand gegeben, selbst zu untersuchen. Ich habe durch Abscheide und glaubwürdige Schriftsteller bewiesen; und damit man sehe, daß die Klöster zu allen Zeiten für unregelmäßig, und den Staaten für nachtheilig gehalten worden, so habe ich zu mehrerer Beglaubigung dessen, die Reformation Kaiser Sigmunds in Auszügen beygesezt, und diese enthalten eben so große Wahrheiten, als meine Reflexionen. Daß nun dieser Kaiser ein gütiger, friedliebender Regent gewesen, wisset ihr alle. Denn eben Er war es, der uns und unsern Bundsgenossen Länder und herrliche Freyheiten schenkte. Wenn ihr nun nicht mit sehenden Augen blind seyn wollet, so habe ich euch hiemit genug gesagt, und meine Rechtfertigung ist so stark, daß niemand selbige gründlich widerlegen kann.

Die Aufhebung, Einschränkung und Verbes-

serung

serung der Klöster durch ganze Königreiche, hat mich veranlaset, euch meine Landleute, auch dessen zu erinnern, und da ich für den gemeinen, freyen Landmann schreiben wollte, so nahm ich mir vor, kurz, ernsthaft und verständlich zuschreiben. Meine Absicht gehet keineswegs dahin, Verwirrung und Feindseligkeiten anzufachen, wie einige von mir ausgeben. Nein! das verhüte der Himmel! -- Betrachtet das Vaterland, die Eltern, Weiber und Kinder; gedenket, daß bey entstehenden Unordnungen alles in Verwirrung gerathen würde; daß die gute Sache immer dabey leiden müßte, und daß niemand die wütende Flamme mehr auslöschen könnte. Eltern würden gegen Kinder, Kinder gegen Eltern, und Freunde gegen Freunde seyn, und so müßte zulezt der Staat und eure Freyheit leiden. Es ist weder um die Religion noch um die Lehrsätze unserer Kirche zu thun, sondern nur um die Einschränkung der Klöster, die in die Rechte des Staats, und folglich in euere Freyheiten Eingriff gethan haben.

Darum so bleibet friedfertig, und wenn ihr ungleicher Meynung seyt, so unterredet euch freund-

freundschaftlich; belehret einander als Brüder, so wie es die heilige Religion befiehlet, und widersezet euch mit vereinigten Kräften dem ersten, der sich unterstehen will, die allgemeine Ruhe durch Tumult zu stöhren. Werfet keinen Personalhaß auf die Ordensgeistlichen; denn auch sie sind eure Brüder, und können als Bürger betrachtet so gut, und dem Staat eben so nüzlich seyn, als ihr.

Euer ganzes Bestreben soll also nur dahin gehen, ihre Gewalt in weltlichen Dingen einzuschränken, die allzu große Anzahl derselben zu vermindern, und denn den überflüßigen Reichtum auf Verordnungen zu verwenden, die dem ganzen Lande nüzlich und heilsam seyn können.

Vor=

Vorbericht.

„Wir sind nicht um unsertwillen allein ge„bohren; sondern einen Theil unsers Daseyns „spricht das Vaterland an, einen Theil die „Eltern, und einen Theil die Freunde:„ So redet Cicero als ein Heide; und ich als ein Christ, will die Forderung, die Gott auf uns machet, beyfügen; und denn diese kurze republikanische Sittenlehre euch, meinen Landesleuten, zur Richtschnur eurer Handlungen bestens empfehlen.

Wenn ihr sie befolget, so werdet ihr gute Christen, würdige Söhne, und aufrichtige Freunde

 seyn.

seyn. Das Vaterland wird durch euch blühen, und ihr in ihm; und erst denn seyt ihr Republikaner, und der Freyheit würdig.

Dasjenige nun, was Gott von euch fordert, ist die Religion; sie ist das Beförderungsmittel aller menschlichen Glückseligkeit in diesem Leben, und verheißt uns unendliche Belohnungen nach dem Tode. Nur sie allein ist das Band der Gesellschaft, und die Grundfeste der Gerechtigkeit; ohne sie würde der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen unterdrücken; die Kraft der Gesetze würde verschwinden, und das Gewissen zum Laster schweigen. Obrigkeiten würden von Rebellen verdrängt werden, die Eltern würden Mörder zu Kindern, und wir alle Verräther, anstatt Freunde haben.

So nothwendig nun die Religion dem Staate, und jedem einzelnen Gliede des Staates ist, eben so nothwendig ist es auch, daß selbige vernünftig, und mit der göttlichen Offenbarung übereinstimmend sey. Tertullianus, de Testimonio animæ, sagt: „Es ist kein Volk auf der Erde so wild und barbarisch, daß es nicht ei-

„ nen Gott glaube, ob es schon nicht weiß, wie „ es ihm recht dienen soll. „ Ich darf nicht weitläufig seyn, zu beweisen, daß ihr meine Brüder und Landsleute eine wahre, seligmachende Religion habet; denn sie lehret uns nichts anders, als was Gott durch sein Wort und seine Heiligen gelehret hat. Sie befiehlet uns die Verherrlichung seiner Majestät, und die Liebe des Nebenmenschen. Aber! -- so wahr und rein unsere Religion ursprünglich ist, so haben sich dennoch die Habsucht und der Eigennutz erkühnet, selbige zu verdunkeln.

Ich frage euch bey euerm Gewissen, meine Brüder! fühlet ihr dieses nicht selbst? -- Wenn ihr es noch nicht fühlet, und nicht gesehen habet, so will ich euch auf den Schauplatz führen, und die Leute kenntlich machen, denen ihr zum Raub worden seyt.

Ich rede hier von unsern Ordensleuten, von denjenigen, die euch bereden, eure Geleitsmänner auf den Wegen zu Gott zu seyn; diese haben, um euer Geld zu gewinnen, die Religion zum Schauspiel gemachet; durch den äusserli-

chen Gottesdienst das Wesentliche beynahe ganz ausgelöschet; Legenden der Bibel vorgezogen, viele Wunderwerke erdichtet, Reliquien unterschoben, und euch, anstatt das reine Wort Gottes zu predigen, mit dergleichen Erfindungen ganz verwirret; und so werden sie euch noch so lange in der Unwissenheit herum führen, bis sie all euer Geld und selbst die Herrschaft über euch haben, oder bis euch einmal die Augen aufgehen müssen, und ihr sie alle für ihre Bosheit strafet.

Daß nun dieses die Wahrheit sey, könnet ihr, liebe Landesleute, alle Tage sehen und hören. Glaubet meinen Worten nicht, sondern untersuchet selbst. Habet nur auf die Schätze acht, welche die Klöster besitzen, und die sich täglich noch, mit eurer Armuth mehren. -- Dann besuchet die Predigten, da werdet ihr von erdichteten Wunderwerken der Klosterheiligen, von Opfern, und Donationen, mehr als von Gott und seinem geoffenbahrten Worte hören. Ihr, die ihr arm seyt, und nichts vergaben könnet, bleibet in den Kirchen unbemerkt, eure Gräber wird

niemals

niemals eine Lampe beleuchten, keine Seelmessen werden nach euerm Tode für euch besonders gelesen, und doch ist die Kirche eine Gemeinschaft der Frommen mit Gott! -- Ihr Reichen hingegen opfert und beschenket die Heiligen aus Frömmigkeit, aber diese bekommen eure Geschenke nicht, sondern die Unheiligen rauben sie zur Wollust und Pracht. Gott und seine Heiligen bedürfen keine irrdischen Schätze nicht. Verschenket also euern Ueberfluß den Armen, dann werdet ihr euch Schäze im Himmel sammeln. Wenn ihr Predigten angehört habet, so leset zu Hause eine Predigt von Bourdaloue oder Maßillon, *) da werdet ihr keine Erdichtungen und albernes Zeug, sondern nur Licht, Wahrheit und göttliche Dinge vernehmen, euer Geist und Seele wird Nahrung finden; und so werdet ihr dann nicht mehr lange von dummen Mönchen in der Finsterniß herum geführet werden.

*) Ludw. Bardaloue, der Gesellschaft Jesu, war königl. Franz. Hofprediger unter Ludw. XIV. Joh. Bapt. Maßillon, Bischof zu Clermont, war Hofprediger unter Ludwig XV.

Diese Prüfung, liebe Landesleute, seyt ihr Gott und dem Heil eurer Seelen schuldig.

In der Folge meiner Reflexionen gedenke ich euch weitläufiger zu zeigen, wie nothwendig es sey, unsere regulare Geistlichkeit zu reformiren, oder gänzlich abzuschaffen, da es eure Umstände, und das Wol des Vaterlandes erheischen. Nun habet ihr Pflichten gegen das Vaterland, darum erstattet sie; und indem ihr sie thut, so leistet ihr zugleich euern Eltern, Freunden, und Kindern dasjenige, was sie nach dem natürlichen und bürgerlichen Gesetze von euch fodern können.

Ich wage es, meinen Landesleuten eine Materie an die Hand zu geben, die zwar für mich so gefährlich ist, als selbige ihnen nützlich werden mag.

Wer weiß nicht, daß Feuer, Schwerdt, Fluch, Bann, Gift und Tod, diejenigen verfolgen, die sich erkühnen, gegen Geistliche und Orden zu schreiben. Wem ist es unbekannt, daß eben diese Leute alle diejenigen für Ketzer ausschreyen, und mit Verfolgung bedrohen, die sich nur gelüsten lassen, solche Bücher zu lesen.

Doch wage ich es! Die Liebe zum Vaterland, Liebe für die Wahrheit und die Wolfahrt

meiner Landesleute, die mir sehr am Herzen lieget, machen mich Gefahr und selbst den Tod verachten. Ich verläugne in meiner Schrift meine wahre Catholische Religion nicht; ich habe bisdahin als ein guter Christ gelebt, und werde auch als ein solcher meine Tage beschliessen. Aber, liebe Landesleute! ihr habet nun schon einige hundert Jahre unter dem Joch der Ordensleute gelegen! Wollet ihr noch lange da verharren? -- Waget es doch einmal, klug zu werden -- Fanget an! Leset meine Schrift; prüfet alles wol; ihr werdet finden, daß ich euch nichts gegen die heilige Religion beyzubringen suche; und wenn ihr meine Schrift so gefunden habet, so leset mich öffentlich und ohne Scheu, und lasset euch von den Ordensleuten keineswegs schreken; denn diese werden Gewalt, List und Ränke gegen meine Schrift gebrauchen, die Wahrheiten zu unterdrüken, die den Ruin der Klöster befördern werden, so bald selbige allgemein bekannt sind; und eben diese Unterdrückung wird das Siegel seyn, die Wahrheit recht zu bekräftigen. Es werden Hirtenbriefe der Bischöffe,

Breven

Breven und Bullen von dem heiligen Stul ausgehen, mich und meine Anhänger zu verdammen; aber auch diese fürchtet nicht, sondern zeiget, daß ihr die Wahrheit suchen wollet. Ein solcher Entschluß wird eure zeitlichen Güter vermehren, und euch den Theil der Freyheit wiedrum schenken, den ihr durch eure Nachsicht und Sorglosigkeit schon lange verlohren habet.

Die Reflexionen eines Italiäners über die Kirche überhaupt, über die regulare und seculare Geistlichkeit, über die Bischöffe und Römischen Päpste, und über die kirchlichen Rechtsamen der Fürsten, haben bey mir nicht wenig Nachdenken verursachet: Denn ich habe es mir zur Gewohnheit gemachet, alles was ich lese, auf mein Vaterland anzuwenden, und so führete mich auch dieses Buch auf die Untersuchung der Frage:

Ob es der Catholischen Eidgenoßischaft nicht zuträglich wäre, nach dem ruhmlichen Beyspiel der auswärtigen Mächte, die Klöster nach und nach aufzuheben? Da ich bey dieser Untersuchung alles erwogen habe, und

izo überzeuget bin, daß unser Vaterland nunmehr von den Klöstern in gänzliche Dürftigkeit gesetzet worden, daß Armuth, Knechtschaft und dergleichen Uebel, immer mehr überhand nehmen müssen; so habe ich den Entschluß gefasset, euch, meinen lieben Landesleuten dieses alles zu näherer Prüfung vorzulegen; welches euch denn ebenfalls auf den Entschluß führen soll, entweder die regularen Orden aufzuheben, oder selbige wenigstens zu vermindern, und wiedrum in diejenigen Schranken zu setzen, welche Basilius und die hochseligen Stifter ihnen vorgeschrieben haben.

Die Stiftung der Klöster bey ihrem ersten Ursprung, und die Absicht derselben war in der That sehr gut, und ein verdienstliches Werk bey Gott und den Menschen.

Greise, denen die Last des Alters den Nacken drückte; Leute, die unter der Arbeit grau worden, entschlossen sich, den kurzen Rest der Tage in stiller Einsamkeit, im Gebet und Betrachtung des Todes zuzubringen; von dem eiteln Gelerm der Welt entfernt, lebten sie aus dem

Gewinn der Handarbeit (*) mäßig und schlecht. Weder Gold, Silber noch Steine schmückten ihre Hütten, allwo sie sich mit Gott unterhielten; ihre Lobgesänge auf Gott, waren noch nicht durch Castraten verstimmet; das reine und unschuldige Herz war die Wohnung Gottes, und der Rauch ihres Altars stieg hinauf zu dem Himmel. Erst denn machte sie die Entsagung der Welt zu eifrigen Menschenfreunden. Wer bey ihnen Hilfe und Trost suchte,

(*) Daß die ersten Mönchen sich mit ihrer Handarbeit durchgebracht, beweisen viele Schriftsteller. Nemlich: Sie flochten Körbe, pflanzeten in den Gärten, fälleten Holz, und liessen sich zu solchen Arbeiten mieten. Wollte man ihnen Verehrungen geben, so schlugen sie es aus. König Sigebertus versprach Columbano, ihn und die seinigen zu verpflegen, [Strab. Vit. Gall. L. I. c. 2.] aber Columbanus antwortete ihm: „ Wir haben das Unsrige verlassen, auf daß wir dem „ Herrn nachfolgen mögen. Wir müssen nicht „ andern das Ihrige nehmen, auf daß wir nicht „ das göttliche Gesetz übertretten. „ Als etliche Mönchen bey Ambrosii und Hieronymi Zeiten bey Sterbenden um Legate sich bewerben wollten, wurden sie sehr bestraft.

te, der fand sie in vollem Masse; die Unschuld und Frömmigkeit, deren sie sich beflissen, gewann das Zutrauen der Menschen; die Kranken besuchten sie, und wurden geheilet; denn Gott gab ihnen heilsame Kräuter, zum Heil der Kranken, zu kennen; und so geschahen Wunder! So lebten nun die Kirchenväter, die Heiligen, und unser Eidgenosse, der selige Bruder Claus von Flüe -- (*).

Saget mir izo einmal, meine lieben Landesleute, was für einen Eindruck hat dieses Gemählde bey euch zurückgelassen? -- Könntet ihr wol bessere Menschen wünschen, als diese waren? --

Wün-

(*) „ Non vagum, probe ſcientem deducere euntes „ ad Deum, cognitionem habentem divinarum „ ſcripturarum, indiſtractum, pecunias contem„ nentem, a negotiis [mundanis] alienum, quie„ tum, pium, amantem pauperes, non iracun„ dum, malorum immemorem, paratum ad „ ædificandos eos, qui ipſum adeunt, vanae „ Gloriæ negligentem, non ſuperbum, adula„ toribus non deditum, immutabilem, nil prae„ ferentem Deo &c. &c. *Si inveneris talem*, „ *trade teipſum ei.* „ Baſilius in Serm. 2. Exercitat. de vita ſpirituali.

Wünschet ihr nicht auch izo noch, dergleichen Gutthäter des menschlichen Geschlechts, in den Zellen zu finden? -- -- Aber! -- wo wollet ihr sie suchen? Gehet in die Klöster; (*) da werdet ihr falsche Propheten finden, die in Schaafskleidern daher gehen, die aber reissende Wölfe sind.

Lasset uns zu näherer Erläuterung dessen eine Vergleichung anstellen, um zu sehen, ob der Evangeliste durch angeführte Stelle nicht auf unsere Ordensleute weise? -- Ganz gewiß ist, daß unsere regulare Geistlichkeit, Nachfolgere eben beschriebener frommer Männer seyn sollen; sie rühmen sich auch dessen selbst. Allein, wie sehr haben sie nicht mit der Zeit, auch die Sitten geändert!

Diejenigen, welche heutzutage Ordensgelübde thun, sind Leute unter männlichen Jahren; folglich Leute, die weder sich selbst, noch die Welt kennen. Die süssen Vorstellungen der Eltern, die der Last der Erziehung gerne enthoben

(*) Matth. VII. 15. Attendite a falsis Prophetis, qui veniunt ad vos in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt Lupi rapaces.

ben seyn möchten, und die Nachstellungen der Ordensleute selbst, bringen Kinder leicht zu dergleichen Entschliessungen. Dazu kömmt noch der Stolz, der junge Leute kitzelt, und die Einbildung, nur das Klosterleben mache sie frömmer und besser, als alle Weltmenschen. Diese Leute entziehen sich denn schon der Welt, und dem Dienste der Nebenmenschen, ohne dem Vaterlande, den Eltern und Freunden nur das geringste gedienet zu haben.

Die Triebe der Natur erwachen bey trägen, und bey solchen, die einsam leben, weit später als bey muntern Jünglingen; bey diesem Umstande fällt es den jungen Ordensleuten nicht schwer, Leidenschaften zu verläugnen, die sie noch nicht einmal kennen. Erst dann brechen sie mit Ungestüm los, wenn das Gelübde der Keuschheit gethan ist. Aber nun ist es zu spät, den gethanen Schritt zu bereuen. Bald verschwindet die Blüthe von den jugendlichen Wangen, und der nagende Schmerz über die verlohrne Freyheit wirket Schwermuth, Fieber und auszehrende Krankheiten. Oft entschließt man sich

die

die Flucht zu nehmen; aber ein Abgrund von Gefahren schlägt den verderblichen Gedanke nieder; Fesseln, Bande und Kerker, die weder Sonne noch Mond sehen, alle die Strafen die auf sie warten würden, sind eine quälende Hölle, und nichts, nichts rettet sie von dem früheren Tode; als nur die Hoffnung, eines für das künftige nicht so eingeschränkten Zwanges. (*) Diese Leute nun haben die Bestimmung, Gott mit Gebet Tag und Nacht zu die-

(*) Wer an der Wahrheit dessen zweifelt, der darf nur die jungen Ordensleute betrachten: Hagere Leiber, tod-blasse Gesichter und niedergeschlagene Gemüther, sind unter ihnen vast allgemein, und zeigen augenscheinlich, daß die innerlichen Plagen sie aufzehren. Denn was sollte wol anders die Ursache dessen seyn? Da ihnen niemals an genugsamer Nahrung fehlet. Von solchen, die sich zutode gegrämet, von Flüchtlingen und von dergleichen die unglücklicher Weise ertappt worden, könnte ich wol hundert Erzählungen beyfügen. Allein, worzu würde es anderst dienen, als Eltern verhaßt zu machen, die ihre Kinder mit Gewalt in Klöster gestossen haben, oder auch den Fluch auf diejenigen zu bringen, die mit süssen Vorstellungen unwissende Kinder dazu beredeten.

nen; aber wie dienen sie Gott? Die regelmässigen Gebetstunden sind für sie ein Zwang; Denn nicht jeden Augenblick, auch nicht wenn man will oder muß, ist die Seele gestimmt, mit Gott zu reden. Wir müssen die Augenblicke, in denen wir von allem, was ausser uns ist, und vorgeht, frey sind, suchen; und erst dann sind wir tüchtig, das Lob des grossen Gottes zu singen, und uns mit ihm zu unterhalten. Ohne aber so gestimmt und vorbereitet zu seyn, murmeln und quäcken diese Leute Gebet und Gesang, von Gott unerhöret! -- Anstatt sich von dem eiteln Gelerme der Welt zu entfernen, geht ihr meistes Bestreben dahin, Schätze zu sammeln, reiche Familien auszusaugen, und den armen Taglöhner aufs Blut zu drücken. Sie wohnen in Palästen im Müßiggang, und fressen die Fette des Landes. Ihre Vorrathshäuser bestimmen den Werth der Lebensmittel für das ganze Land. Nur mit sich selbst und ihrer Haushaltung beschäftigt, weisen sie die Armen ungetröstet von sich; beissende Hunde verwachen die Zugänge

ihrer

ihrer Wohnungen vor den Armen, und die einzige Wolthat, die diesen zu Theil wird, ist, daß sie selbige mit Gerichten speisen, dergleichen die Hunde neben der Tafel des Reichen lecken. Wo sind die Wunderwerke? -- Geschehen auch noch dergleichen? Die Maschinen, die in den Klöstern Wunder würkten, sind durch eure Klugheit zertrümmert; nur dem einfältigen Pöbel werden noch etwann dergleichen aufgebürdet; und mit diesen verhält es sich eben so, wie mit den Heilungs-Curen der Marktschreyer. Ihnen fehlt es niemal an Landstreichern, die sich bestechen lassen, und dann blind stellen, an Krüken gehen, und dem einfältigen Bauer vorgeben, der grosse Arzt habe sie geheilet; gleich läuft der Pöbel herbey, und verschenkt das Geld um Paquete, die ihnen immer schaden, und niemal nutzen; eben so sehen unsere heutigen Heiligen und Wunder aus. Väter! suchet eure Söhne! -- Brüder! suchet eure Brüder! -- Ihr werdet sie nicht finden! und ihr Eltern, die ihr mit Ausstattung eurer Kinder für Klöster dürftig worden seyd, bittet sie um Beystand;

es wird euch nichts zu Theil. (*) Sind das nun die Nachfolger Christi, der Heiligen, der Kirchenväter, und ihrer Ordensstifter, sind das die Leute, die von Euch Beichte hören, Euch die Sacramente zudienen und von Sünden los- sprechen können? --

Wenn uns die Geschichte von den iztlebenden Königen in Portugall, Spanien, Frankreich, Neapel,

(*) Absch. Baden auf Joh. Bapt. 1612. §. 12. Die Klöster wollen über das Ausgesteuerte bey Erbfällen annoch erben; hergegen unerzogener armer Kinder sich nichts annehmen; sondern allein das Gut in die Klöster nehmen, und die Kinder der Freundschaft in der Welt aufladen. Sie wendeten zwar ein, sie haben die Freyheit; man hat aber darein nicht gewilliget. „Sie „möchten einander täglich mit neuen Freyhei- „ten begaben, daran aber die Weltlichen nicht „bunden wären.„ Hand also die Sach in Absch. genommen. Billich göttlichem und natürlichem Gesetz gemäß achtend: Wer der Nutz- barkeit will fähig seyn, des Schadens auch soll gewarten. Insonderheit da aus dem Gottshaus nichts wieder herauskommt. Also das Gut in die Klöster käme, die arme Freundschaft hilflos müßte verbleiben 2c. 2c.

Neapel, dem Durchl. Churfürsten von Bayern, und einigen Italiänischen Fürsten weiter nichts sagen würde, als die Einschränkung und gänzliche Aufhebung der regularen Orden; so wäre nur dieses genug, sie nach dem Beyspiel der Römer, Mehrer des Reichs und Väter des Vaterlandes zu heissen. Denn das menschenfreundliche Herz, und die bezweckte Glükseligkeit der Unterthanen, verdunkelt bey Königen den Ruhm blutiger Siege.

In diesem Gesichtspunkt betrachte ich alle diese Häupter. Was mag sie aber auf den Entschluß gebracht haben, die regularen Geistlichen so zu behandeln? Eben die Gründe, die ich oben gegeben. Leset die Reflexionen eines Italiäners, ihr werdet noch mehrere finden, und solche, die eben so gut auf uns, unser Land, unsere Klöster und regularen Orden passen.

Oder glaubet ihr wol, diese Monarchen seyen nicht mehr die vorigen eifrigen Beschützer und Verfechter der Catholischen Religion? Glaubet ihr etwa, sie seyen nicht mehr gute Christen, darum daß sie die Bullen und Breven des hei-

ligen Vaters verworfen haben? Findet ihr etwa die uncatholischen Könige darinn, daß sie unregelmäßigen Mönchen, Müßiggängern, Leuten die allen Reichtum an sich zogen, die sich der weltlichen Obrigkeit in allen Dingen widersezten, Zaum und Gewiß anlegten? *)

Falls

*) Ich will nur kurz bemerken, wie sich die Ordensleute aller Gewalt entäusserten, und wie nachdrüklich ihnen das Maynzische Concilium gebott, sich aller Welthändel zu entschlagen, und den Bischöffen gehorsam zu seyn: „ Ut monachi, ubi„ que Episcopis sint subjecti, quieti ipsos diligant „ & intenti sint: nec nisi jejunio, Lectioni & „ orationi in his locis, in quibus seculo renun„ ciaverunt, perstare pergant. Nec Ecclesiasti„ cis nec secularibus sese negotiis miscere audeant, „ nisi eos Episcopus ad necessarium aliquod opus „ evocarit. „
Anstatt aber dieser Can. nachzuleben, entzogen sich die Klöster zuerst den Bischöffen, und dann der weltlichen Obrigkeit, die ihnen zum Beweis der Abhänglichkeit Kastvögte gegeben. Dieses alles bewerkstelligen zu können, ergaben sie sich dem päpstlichen Stul ad Tuendum, non ad dominandum. (vid. Horst. not. in Bernh. T. I. p. 25.) und wurden durch Bullen eximirt; einige aber eximirten sich selbst durch unterschobene

ne

Falls ihr, meine lieben Landesleute, so urtheilet, so verurtheilet ihr eure Väter, und euch durch sie; und ihr werdet niemals thun, was sie im Jahre 1370. durch Errichtung des Pfaffenbriefs zu ihrem grösten Ruhm gethan haben, und was der Wolstand des Vaterlandes auch izo von euch fodert.

ne Befreyungs-Briefe; (Conring. Cens. Diplom. Ludov. p. 382. 387.) sodenn griffen sie nach weltlicher Herrschaft, bemächtigten sich der Kirchengüter und Zehnten, die den Kirchen gehörten. Nun fiengen die Streitigkeiten zwischen den Bischöffen und den aufrühriscben Klöstern recht lebhaft an. (vid. Goldast. Aleman. 2. pag. 57.) Dergleichen Ausschweifungen brachten den heiligen Bernhard sehr auf. De morib. Episc. Cap. 9. sagt er: „Ein Mönch, der seines Bischoffs Gewalt sich entziehen wolle, der übergebe sich der Tiranney des Teufels.„ Und Heinrich der III. in England hat sich nicht abhalten lassen zu sagen: „Weilen die Prälaten und Mönchen durch ihre überflüßigen Güter übermüthig und unsinnig worden, so müsse man die unvorsichtigen Vergabungen mit Fürsichtigkeit wiederum zu sich nehmen; denn der Papst wiederrufe bisweilen auch seine Handlungen.„

Wenn ihr das Büchelgen de Juribus Helvetiorum circa Sacra leset, so werdet ihr finden, wie weit sich die Gewalt eines freyen Volkes, und der von Gott geordneten weltlichen Obrigkeit erstrecke. Damit ihr aber sehet, daß ich unsern regularen Geistlichen nicht zu nahe trete, so will ich euch noch ausführlicher zeigen, wie unregelmäßig sie schon einige hundert Jahre durch, in unserm Schweizerlande gelebt haben. Aegidius Tschudi in seiner Chronik Tom. I. p. 123. meldet: „ Desselben Jahrs (1230.) „ machtend die von Zürich eine Satzung, daß „ Si schwurend, und bi Eidten sich verbundend, „ dem nachzekommen; nammlich, daß die Prie„ster auch söltind Stür geben, desglichen die „ Wachten tun, auch Muren und Gräben „ helfen uffhalten, und andere Stattbeschwer„den mit den Burgern tragen: deßgleichen söl„tind Si alle Ire Mätzen von Jnen tun, und „ uß der Statt verwisen werden. „

„ Dieser Satzung erklagtend sich die Priester „ vor dem Bischoff von Costenz, do schrieb der „ Bischoff denen von Zürich, den nachfolgen„ den

„ den Brief, so uß Latin vertütscht; Aber die
„ von Zürich gabent nützit darum.„

„ Wir Cunrat von Gottes Gnaden Bischoff
„ ze Costentz embütend allen Burgern zu Zürich
„ unsern Gruß in Gott rc. Dieweil sich nit
„ zimpt, weder den Keiserlichen noch den Päpst-
„ lichen Satzungen zu widersezen, harumb so
„ gebütend wir üch gemeinlich, mit unsers Ca-
„ pitels und andrer wyser Männer Rat in
„ Kraft üwerer Gelübten, so Jr uns als üwren
„ geistlichen Obren ze gehorsammen in dergli-
„ chen Sach schuldig und verbunden sind, daß
„ Jr die Pfaffen, si sigind bi üch erboren, oder
„ sunst verpfründt, mit d'heinen Satzungen
„ noch Stüren, ald mit Wachten, Muren ald
„ Gräben ze machen, oder denen andern be-
„ schwerden, noch mit Angriffung irer Gütern
„ niemermer bekümmerind noch betrübind,
„ sonder Si und Jr Gesind in rüwiger Be-
„ sizung blibend, und aller Geistlichen Ordnun-
„ gen fröwen und geniessen laßind, dann es nit
„ Gott gefällig, daß die so zu vollbringen die
„ göttlichen Aempter geordnet und verpflicht

„ sind,

„ sind, mit einicherlei zitlicher Dienstbarkeit ge-
„ trängt werdind: item die Eidt, dero Jr
„ üch freventlich zesammen verpflicht und verbun-
„ den, von Wibern wegen, Si sigend verwisen,
„ oder sollind noch ausgestossen werden, zur
„ Schmach und Schandmassen der Priesterschaft,
„ die tund wir üch ab, wann wir das ze tunde
„ Gewalt habend, und vertilgen die, als Eide,
„ die dem Rechten, der Gewonheit, und dem
„ Gebür nit gemäß sind, und verbütend üch
„ ernstlichen bi üwern uns schuldigen Geistlichen
„ Pflichten, daß Jr von derselben Eiden wegen
„ kein Menschen, weder Wib noch Mann, mit
„ Worten noch mit Werken, an Lib noch an
„ Gut bekränkind, ald schmächind, dann söliche
„ Sach unsers geistlichen Gerichts Verwaltung
„ ze straffen angehörend; deßhalb wir nit wöl-
„ lend, noch sich gebürt, daß Jr die nach
„ üwrem Willen und Gefallen straffen söllind.
„ Deßhalb wer sich dieser unser Erkanntnuß und
„ Ordnung widersatzte, der soll wüssen, daß
„ Er in des allmächtigen Gottes Ungnad, und
„ in unser Straff des Bannes, auch Vermas-

„ sung

„ sung der Gelübt brüchige und eins bösen
„ Lümbdens gefallen ist: Dieser Ding ze of-
„ fenbarer Gedächtnuß und Vestung ze künfti-
„ gen Ziten habend wir diesen Brief mit un-
„ sern, ouch unsrer Capitel-Brüderen und ouch
„ des Rats zu Zürich Insigeln heissen besiegeln:
„ Geben zu Costentz nach Christi Menschwer-
„ dung MCCXXX. Jar, am 23. tag des
„ Monats Meyen. „

Ebenderselbe Geschichtschreiber meldet ferner Tom. I. p. 351. daß Ao. 1338. die Pfaffen, nachdem sie sich wider Kaiser Ludwig den IV. empöret, seyen aus den meisten Städten Deutschlands, und auch aus der Stadt Zürich gejagt worden, so daß Zürich zehn Jahr lang ungesungen, und ohne Pfaffendienst war.

Ao. 1405. „ Gleichwie verschiedenen Jahrs
„ mit den Beginnen, also handelte auch in die-
„ sem Jahr ein Statt Bern mit der Priestern
„ Concubinen, verbotte der Pfaffheit den unehli-
„ chen Beyschlaff, und als darüber etliche Pfaf-
„ fen Dirnen, sich ungehorsam erzeigten, wur-
„ den solche in die Gefangenschaft geworfen, und

folgens,

„ folgens, (leyder) nur gar zu hart gestraft.„ v.Stettl. Annal. T.I. p. 104. Auch er beschreibet uns in gleichem Bande p. 389. sehr weitläufig die verruchten Streiche, welche Ao. 1507. usq. 1510. die Prediger-Mönchen in der Stadt Bern gespielt haben: Die nehmliche Erzählung ist auch in Simlers Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte des Schweizerlandes, T. I. p. 54. zu lesen.

Die gesammten Eidgenossen waren Ao. 1580. nicht weniger in der Nothwendigkeit, den lasterhaften Ausschweifungen der Geistlichen Einhalt zu thun, und selbige im Gelübde der Keuschheit zu behalten: Abschied der V. Catholischen Orten, Baden Vf Mittwochs St. Matthiä Tag in der Fasten. §. 12.

„ Auf diesen Tag sind vor uns der V. Ord-„ ten Rathbotten erschinen, die gsammte Her-„ ren Probst und Capitel St. Verena-Stift Zur-„ zach für sich selbst, und im Nammen ge-„ meiner Pfarr-Herren und Priestern der „ Grafschaft Baden, und hand sich erklagt;

„ dem-

„ demnach unser Landvogt ze Baden ob lezt gehal=
„ tenem Tag ze Lucern ein scharfer Befelch
„ von unsern Herren und Obren den V. Or=
„ ten, Irre Concubinen halb fürbracht, haben
„ si doch bemeldten Herrn Landvogt um so vil
„ erpäten, daß er etwas Zyts, und bis uf
„ dise Tagleistung sollichen Befehl zu vollstreken
„ stillgestanden, da Ir ganz untertänig Bitt
„ were, wie si gnädig seyn wolten, und Inen
„ allen vergunnen, und abzulassen, daß die so
„ jezund mit dem Concubinat verhaft, Ire
„ Dienst, wo nit in Hüsren, doch in densel=
„ bigen Flecken und Orten geduldet werden
„ möchten, bis Gott der Herr ein Theil von
„ dem andern scheidet, und sölliches alleine
„ von der armen kleinen unerzognen Kin=
„ dren, die der Mütteren hülff noch ufs
„ höchst bedörfen. Zum andern, so haben
„ dann die Priester uf dem Land Ir beste Gfell
„ und Innkommen an kleinen zehenden, welli=
„ che durch die Wybsbilder zu besten können
„ ze nuz ingezogen werden. Da ir ganz un=
„ terthänig pit wäre, wir anstatt unser Her=

„ ren

„ ren und Obren welten sy mit gnaden be-
„ trachten, und inen sollichen scharpfen befelch
„ minderen rc. rc.

„ So aber wir die Botten harumb kein Be-
„ felch; so habend wir das in unsren Abschied
„ gnommen, an unsere Herren und Obren ge-
„ langen ze lassen, die werden Jnen zu ehister
„ Zyt mit gepürender Antwurt begegnen. „

Abschied Baden auf Sontag Reminiscere in der Fasten. Ao. 1581. in der V. Catholischen Orte, §. 19.

„ Es weiß jeder Bott seine Herren und
„ Obren ze brichten, von wegen des Herrn
„ Probst zu Wyslikon seiner Concubinen und
„ Köchinnen halb, wann er eine schwängere,
„ daß er Jnen alsdann Eemannen gebe. Die
„ werden alsdann Jrem Landvogt ze Baden
„ uf ein fünf- ordtischen Tag, was er sich ge-
„ gen Jme verhalten, zuschreiben. „

Jch könnte noch viele eben so merkwürdige Abscheide und Acta publica anführen; allein das bisher gesagte wird genug seyn die Laster-thaten ganzer Gesellschaften von Ordensleuten

ins

ins Licht zu sezen; mehrere dergleichen und andere Urkunden stehen in dem angezogenen Tractat, de Juribus Helvetiorum circa Sacra.

Und wer ist unter meinen Landesleuten, dem unbekannt sey, daß Ao. 1712. eben die Ordensleute, unsere Väter zum unglüklichen Krieg mit unsern Eid- und Bundsgenossen aufgemuntert haben?

Vielleicht werden einige aus euch meinen lieben Landleuten, sagen: Diese Exempel alle beweisen nur das unordentliche Leben der ehemahligen Ordensleute; heutzutage aber werde es mir schwer fallen, dergleichen aufzuweisen. Diese Einwendung aber ist sehr leicht zu beantworten: Dann wann man behaupten wollte, daß die heutigen Ordensleute besser als ihre Vorfahren seyen, so würde man damit der täglichen Erfahrung widersprechen. Saget mir einmal, wer stiftet mehr Ehen, als eben die Geistlichkeit? -- Viele von unsern Wittwen, Frauen und Töchtern, könnten euch genug davon erzählen. Thun es aber diese Kupler aus Achtung für den Ehestand? -- Nein! den Ordensregeln

zu folge, reden sie ja öffentlich darwider, und preisen die Enthaltsamkeit als ein verdienstliches Werk an. -- Genug, ich überlasse es dem Leser, dabey zu denken, was er will. --

Wenn die Besuche vorgehen, die ihr öfters von zween Mönchen annehmet, oder die euch vielmehr von ihnen aufgebürdet werden; in was Absicht geschehen sie? Gewiß in keiner andern, als daß sie sich mit Speise und Getränk voll stopfen können. Sie schwatzen euch alsdenn abgeschmackte Mährgen vor, und schmeicheln euerer Großmuth - - - - nicht ein Wort von Gott, der Religion und den Pflichten, die ein Christ ausüben soll, wird auf die Bahn gebracht; obgleich die Geistlichen nur in dieser Absicht allein die Weltleute, oder ihre Haushaltungen besuchen sollten. Je gutthätiger ihr nun seyd, je mehr Besuche bekommt ihr von ihnen; hingegen werden die Häuser der Armen niemals betreten, weil sie hungrig und durstig weggehen müßten. Es wäre mir ein leichtes, einige Familien herzusagen, welche nur von Ordensleuten aufgefressen worden; und ich könnte auch

eine

eine Reihe von Verstorbenen hersetzen, die auf dem Todbethe nicht eher Absolution empfangen, und getröstet worden, als bis sie der Klöster in ihren (†) Testamenten gedachten. Das sind alles

(†) Wer sich die Mühe geben will, die Legenden zu lesen, der wird leicht die Beobachtung machen können, daß alle nur dahin zielen, das Volk im blinden Gehorsam der Mönche zu unterhalten, und denn Opfer und Vermächtnisse abzulocken. Die zwey, die ich hier anführen will, werden dieses genugsam beweisen.

Aus dem Seelen-Würzgarten für Geistliche und Weltliche. fol. Augsburg 1488.

I. Es schreibt Petrus Cluniacensis: Da eines mals ein Mann Metall graben wolt, do verfiel er in einem Loch, das man sich sein ganz verwegen mußt; und sein Hausfrau maint nun, das er tod wär, als wol billich was, und opfert ein ganz Jare all Tag Wein und Brod und ein Liecht für seine Seel. Nun an einem Tag that sie es nicht. Do nun das Jahr vergangen was, do grub man das Erdtrich dannen, an dem

Ende,

Begegnisse, liebe Landleute, die alle Tage in euern Häusern, Flecken und Dörfern vorgehen.

Sind

Ende, do er verfallen was, do fande man in lebendig, gesund und frisch, und sprach, das im all Tag wär gebracht worden Brodt und Wein und ein Liecht. Und das het im also geholfen, bis er gefunden solt werden. „ Hie merke, so das
„ Opfer nütz ist einem der nur tod ge-
„ schäzt ist gewesen und nit tod; wie nütz
„ ist es denn den Todten, für die man es
„ dann hat aufgesezt. „

II. Petrus Damianus schreibt wie etwan ein Graff in teutschen Landen nit weit von Mentz gesessen, den het yedermann für einen geystlichen Man. Als er nun starb do was ein heyliger Man in demselben Land, der sahe in dem Geist den genanten Grafen in der Hell auf ein feurin Leiter gebunden mit eißnin Ketten, und die Leiter was so lang, daß sie reichet bis an den Grundt der Helle. Als der heylig Man das sehe, do fraget er, warumb diser Graf, der doch ein erber Leben gefürt het, so hörtiglich ge-

piniget

Sind das nicht strafbare Schandthaten? -- Von Geistlichen! -- Noch mehr, in denen Zeiten, aus welchen ich die meisten Beyspiele anführe, hatte die weltliche Obrigkeit, **in weltlichen Dingen** über die Ordensleute unumschränkte Gewalt. Ihre Vergehungen wurden öffentlich bestraft, und die Urtheile den Actis publicis eingerücket; das machte sie dann weltkündig. Anizo aber, da der so geheissene geist-

piniget wurde? Im ward geantwurt: er wurde darumb gepiniget, dan er hat ein Gut inne gehebt, das gehört der Stift zu Mentz zu, und das hat sin Altvater Graf Steffan unredlichen abgenommen, und ist oft an disen Grafen gefodert worden. Er hat es aber nit wöllen wider geben. Und alle die, die das Gut innen haben werden, müssen all unter die Leitern kommen so lang, bis der Stift zu Mentz das Gut wider wirt. „Sie merkent alle die, die den „Klöstern und Kirchen jre Güter ab„nemmen, was sy darumb leiden „müssen.„ So weit die Legenden.

liche Richter alle Judicatur über die Geistlichen, durch Streiche, Mißbrauch und Nachsicht der Landesobrigkeiten, an sich gerissen, und die Ausschweifungen der Mönche nur in Geheim abgestraft werden, so folget ganz natürlich, daß selbige den Layen verborgen bleiben müssen. Dann, liebe Landleute, wer aus euch hat jemals den freyen Zutritt in die Archive dieser Richter erhalten? - - Glaubet meinen Worten; es werden heutzutage von unsern Mönchen eben so grosse Streiche und Ausschweifungen begangen als ehemals; sie werden aber nur mit mehr Behutsamkeit getrieben, und oft fehlet es ihnen nicht am Schein des Guten und der Unschuld. Es würde mir nicht schwer fallen, euch eine Hölle zu schildern; da ich aber nur von Aufruhr, Hochverrath, Königsmord, Vergiftung der Hostien, und dergleichen verfluchten Thaten reden müßte, und unsere schweizerischen Ordensleute daran keinen Antheil haben, so übergehe ich dieses alles mit Stillschweigen. Ihr selbst könnet eure Wissensbegierde in denen Schriften sättigen, die auf Befehl der Könige von

Portu-

Portugall, Spanien, Frankreich ꝛc. zu jedermanns Nachricht gedruckt worden sind.

Obgleich nun unsere Klöster in ihren Handlungen bis izo noch nicht so weit gegangen sind, wer weiß, was noch geschehen kann? Einmal sie leben nach den gleichen Regeln und Maximen; denn die einzige Absicht aller insgesamt ist, Gewalt, Reichtum und gänzliche Unabhänglichkeit an sich zu reissen.

Dieses alles zusammen genommen, wird euch, liebe Mitbürger und Landleute, doch einmal aus dem sorglosen Schlaf erwecken.

Sehet ihr es nicht ein, daß ihr viele tausend Müßiggänger, die beynahe allen Reichtum des Landes haben, noch durch eure Handarbeit nähren müsset? Ich wiederhole es nochmal; ihr nähret sie durch euern Schweiß, ihr pfluget das Feld, bauet die Weinberge, und pfleget das Vieh, während dem, daß diese Hummel euch den Honig fressen. Durchwandert einmal die Cantons, und die gemeinen Herrschaften, betrachtet die vielen Schlösser, Meyerhöfe, Weinberge, Waldungen, Wiesen, Flüsse, Tei-

che und Seen; erkundiget euch nach dem Eigentümer; denn werdet ihr vernehmen, daß alles, was nützlich und ergiebig ist, den Klöstern gehöret. Ich behaupte meinen Satz noch so weit, daß die Geistlichen nur in den Schweizerschen Catholischen Ländereyen $\frac{1}{3}$. der Einkünfte von Gütern, Grundzinsen und Zehnten besitzen; (*) versetzet

(*) Man kann mit Gewißheit annehmen, daß die reformierte Schweiz zwey Drittel der ganzen Eidgenoßschaft ausmachet. Nun befinden sich in dem Catholischen Theile 119. Klöster. Diese Klöster beherbergen nach einer genauen Berechnung, beynahe 3500. Ordensleute von beyderley Geschlecht. Ein Drittel der Einkünfte des Landes gehört diesen zu. Wundert euch also nicht, warum ihr Weltleute arm seyd. Der Reichtum, der einmal in den Klöstern ist, bleibt daselbst auf ewig eingeschlossen, und sobald die Circulation aufhöret, dann fühlet das ganze Land Armuth; ja, selbst die Verschwendung der Klöster gehet auf Gewinn. Ich will dieses mit einem Exempel darthun:

Das Kloster U. L. Frauen zu Einsidel scheinet beständig grossen Aufwand in Gebäuden zu machen; kaum ist die eine Seite zu Ende gebracht, so fängt man an, eine andere Ecke niederzureissen, und so werden das ganze Jahr durch in die 100.

versetzet euch nur einen Augenblick in die Zeiten ihres Ursprungs zurück, in denen sie sich mit wenigem begnügten, so findet ihr, daß selbige in wenig hundert Jahren zu diesem Reichtum und Macht angewachsen, und so werden sie noch von Tage zu Tage zunehmen, bis zulezt alles ihr Eigentum ist; dann werden eure Kinder entweder ihre Knechte seyn, oder das Land, das ihren Eltern gewesen ist, mit dem Rücken ansehen müssen. Wäre es euch nicht besser, diesem Uebel, da es noch Zeit ist, vorzukommen?

Wenn ihr es also mit euch selbst, und mit euern Kindern gut meynet, so folget meinem

100. Hände damit beschäftigt; allein die Taglöhner und Baumaterialien werden in den niedrigsten Preisen bezahlt: Nun hat das Kloster unglaubliche Einkünften an Wein und Früchten ꝛc. und die Taglöhner sind genöthigt, die Lebensmittel von da in den höchsten Preisen zu kaufen. Wann nun der Gewinnst auf den Lebensmitteln mit den Baukosten berechnet wird, so hält wahrscheinlich jener noch das Uebergewicht. So gute Haushälter sind die Ordensleute; und so handeln alle Klöster.

Rath: Schaffet alle, oder doch wenigstens einen Theil der Klöster ab, und setzet denjenigen Schranken, die ihr noch beybehalten wollet. Dieser Entschluß soll euch nicht viel kosten, dann ihr meine freyen Landesleute seyd die Fürsten des Landes! Wer kann sich euch widersetzen? -- Unsere heilige Religion leidet dabey nichts; dann sie war schon, ehe noch diese gewesen sind. Ihr thut nichts anders, als was Catholische Könige, Fürsten, und die Republick Venedig vor wenig Jahren vor euch gethan haben, und noch im Begriff sind zu thun. Vielleicht denken einige, dieses gehe des Papstes wegen nicht an, weil er nie werde zugeben wollen, daß die Zahl der Mönche in unserm Lande abnehme; allein dieses ist eine Schwierigkeit, die nicht von Erheblichkeit seyn kann. Haben es Seine Heiligkeit nicht schon ertragen müssen? -- Lasset den heiligen Vater protestiren, Breven und Bullen aussenden; erweiset ihm sonst die Ehre, die ihm als dem obersten Bischoff gebührt.

Wenn ihr euch nun dazu entschliessen wollet, die regularen Orden zu reformieren, so greifet

es nur balde, doch mit christlicher Sanftmuth an. Das Mittel aber zu dieser Verbesserung ist sehr leicht; machet ein allgemeines und unveränderliches Gesetze, daß:

I. Alle diejenigen Manns- und Weibsleute, die unter 40. Jahren sind, mit Entlassung ihrer Gelübde, die Klöster räumen müssen.

II. Diejenigen, welche die Klöster verlassen müssen, sollen zu ihrem künftigen Unterhalt 1000. fl. baares Geld zur Heimsteuer zu beziehen haben, und damit für ein und allemal ausgewiesen und bezahlet seyn.

III. Soll hinfüro niemand mehr einen Orden annehmen, er habe denn das 30. Jahr seines Alters zurück geleget, oder daß Krankheit und Leibesgebrechen ihn zur Arbeit untüchtig machen.

IV. Sollen die Ordensleute alle weltliche Gerichtsbarkeit wiederum in die Hände der Landesobrigkeit übergeben,

ben, (*) und in Zukunft weder liegende Güter, Grundzinse, Zehnten noch Herrschaften kaufen, auch nicht Erbs- oder Vermächtnißweise an sich ziehen dörfen.

V. Der Kauf auf Wucher von Wein und Früchten, soll den Ordensleuten gänzlich verbotten seyn; auch sollen die Klöster alljährlich den Obrigkeiten Rechnung über die Verwaltung des Hauswesens und der Einkünfte geben.

VI. Keiner soll in Zukunft zum Obersten und Vorsteher des Klosters mögen erwählet werden, der nicht ein gebohrner Eidgenoß sey. Bey Ungültigkeit der Wahl, und Strafe von 1000. fl., welche von dem Kloster ohne Nachlaß sollen eingezogen werden.

VII.

(*) Zufolge der Badenschen Jahr-Rechnungs-Abschieden von Ao. 1626. §. 3. 1627. §. 3 1628. 1701. §. 39.

VII. Wer sich von Priestern oder Layen diesen Gesetzen nicht unterziehen will, und sich heimlich oder öffentlich darwider auflehnet, der soll auf ewig des Landrechts verlustig seyn, und von nun an ausser die Grenzen der Eidgenoßschaft vertrieben werden.

Da nun bey dergleichen Verordnungen alle Klöster auf einmal um die Helfte vermindert würden; so sollen dann Zwey in eines gebracht, und das eine mit allen seinen Einkünften zu Handen der Obrigkeit gezogen werden; daraus würden denn diejenigen ausgestattet, welche die Klöster verlassen müssen: Ferner sollten die Pfründen der Welt-Geistlichen verbessert, die armen betagten Landleute verpflegt, Schulen und Seminarien zum Unterricht der Jugend, und dergleichen heilsame Dinge mehr, daraus angeordnet werden. Dann würde unser Land bald ins Aufnehmen kommen. Die Welt-Geistlichkeit, die doch ursprünglich eure Seelsorge hat, und die durch Streiche der Kloster-

leute ganz verdunkelt worden, würde wieder zu ihrer vorigen Würde kommen, und zu Erlernung der Wissenschaften aufgemuntert werden. Viele von unsern Landleuten, die alt, krank und in äusserster Armuth verlassen leben, müßten nicht beynahe vor Hunger sterben. Die öfentlichen Schulen würden die Unwissenheit, Dummheit und den Aberglauben, der in unsern Gegenden herrschet, entfernen: Kurz, wir würden in wenig Jahren eben so glüklich und vermögend wie unsere Nachbarn seyn, die gar keine Klöster haben. Ich mag nun, liebe Landsleute, der Sache nachdenken, so weit ich immer will, so finde ich keine begründeten Einwendungen, die man mir gegen alles bisher gesagte machen könnte.

Ich beschliesse also meine Reflexionen mit dem eifrigen Wunsche, daß ihr das Wohl des Vaterlandes, eurer Eltern, Weiber und Kinder befödert. Fürchtet nichts! ihr könnet alles thun, wenn ihr nur wollet; weder die heilige Religion, noch euer Gewissen wird dabey das mindeste leiden. Handelt also unerschroken, und

mannlich

mannlich, wie eure Ahnen gethan haben. Und wenn Bannstrahlen auf euch sollten geschleudert werden, so stähelt euern Muth; ihr werdet nicht weniger glüklich seyn, als es eure Väter, die tapfern Schweizer waren.

Neuere Verordnung der Republik Venedig,

der Orden und Klöster halber 1768.

Die Gegenstände der Religion, des Staats und der allgemeinen Staatshaushaltung, welche den Senat bewogen, unter dem 10 Sept. vorigen Jahres, und unter dem 20sten eben desselben Monats Gesetze kund zu machen, machten auch die Frömmigkeit und die Wachsamkeit des Staats rege, um die Bedingungen und Beschaffenheiten zu untersuchen, unter welchen die Regularorden in unsere Lande aufgenommen worden, die Veränderungen zu untersuchen, welche in dem System ihrer Ordensregul eingeführet worden, die Beweggründe ihrer ausschweifenden Ausbreitung, und den unglüklichen Zerfall der

Klosterzucht zu erwägen. Nachdem wir nun vor nöthig gehalten, die Unordnungen aufzuheben, welche sich überhaupt wider die Gesinnungen des Staats eingeschlichen haben, und, wo möglich, die Sachen wieder auf den Geist der heiligen Regeln zurük zu führen, zu welchen sie sich bekennen, und in deren Betrachtung sie aufgenommen, geliebt, und zu allen Zeiten geschüzt worden, indem die Abweichung von denselben nicht anders, als den Geistlichen und den Weltlichen des Staats höchstschädlich seyn kann: so ergehet unser Befehl

I. daß in dem Namen der Regierung der Patriarch, die Erzbischöffe und Bischöffe unserer Staaten ermahnet werden, wiederum in die freye und vollkommene Ausübung ihrer Macht über alle Ordensleute, keinen ausgenommen, die sich in ihren Kirchensprengeln befinden, in allem dem einzutreten, was die Verwaltung der Sacramente, Sacramentaldinge, den Gebrauch der Censuren, des Predigtamts, die Visitation ihrer Kirchen und Sacristeyen betrift, in allem dem, was auf gemeldte geistliche Dinge sich beziehen kann; weil unser öffentlicher fester Wille dahin geht, in unsern Herrschaften in besagten Materien keine Exemtion von ihrer ordentlichen Gerichtsbarkeit zuzulassen. Zu diesem Ende werden von izo an alle schon eingeführten Freyheits-

briefe,

briefe, welche unserer Verordnung zuwider seyn könnten, als unkräftig und ungültig angesehen. Es wird auch bey dem Amt der Revisoren von Brevien keine Schrift zugelassen oder registrirt werden können, die etwa ins künftige anlangen würden; und man wird über diesen höchstwichtigen Punkt die Willkühr der ordentlichen Bischöffe als ganz frey ansehen, und es ihnen auf ihr Gewissen geben. Der Rath unserer Pregadi ist auch versichert, daß zu einer solchen Entschliessung, welche man aus den wichtigsten Gegenständen einer gesunden Regierungskunst ergriffen, sich unsere Prälaten mit derjenigen Bereitwilligkeit bequemen werden, die man von ihnen fodern kann.

II. Hingegen wird denen Superioren der Ordensgeistlichkeit die Aufsicht und die Regierung alles dessen bestätiget, was die Klosterzucht betrifft, und sie werden vollkommene Vollmacht haben, Mortificationen nnd canonische Pönitentien (Bussen) an den Mitgliedern ihres eigenen Ordens auszuüben. Aber sie sollen niemal zu formellen Processen, Endurtheilen, Verhaftungen und Züchtigungen, welche den Leib beleidigen, schreiten können; welche Dinge allein von der zwingenden weltlichen Macht abhangen; da ihnen übrigens erlaubt wird, in allen ihren Vorfallenheiten sich an die weltliche Macht zu

 wenden,

wenden, so wol in Fällen, die schon geschehen sind, als in solchen, die erst geschehen würden, und es wird ihnen auch durch die geheime Anzeigen der Zugang zu den Tribunalien, und sowol bürgerlichen als peinlichen Obrigkeiten offen stehen. Der Senat erkläret alle Verordnungen, die diesem Gesetze zuwider sind, als unkräftig und verbannt, und befiehlet unter Strafe der öffentlichen Ungnade, daß diejenigen, so sich beschwert finden, in ihrem Zutritt zu ihrem eigenen Fürsten nicht sollen gehindert werden; daher die gerichtlichen Aussprüche und Endurtheile, welche von jemand ausser dem Staat herkommen würden, nicht zugelassen, noch auch Processe ausser Lands geschikt, noch in den Klöstern Gefängnisse sollen gehalten werden, welche vielmehr nach Kundmachung unsers Befehls, wo sie sich auch befinden, durch die Obrigkeit, so über die Klöster in Venedig und im Dogat verordnet, und durch die Rectoren, welche an andern Orten den Provinzen vorstehen, alle ohne Unterschied sollen geschleifet und eingerissen werden.

III. Und weil zum wahren Dienst Gottes des Herrn, und zum Besten des Staats sehr viel daran gelegen ist, wo möglich, jene große Unordnungen auszurotten, welche dadurch verursacht werden, daß sich Leute in einem allzu-

grünen.

grünenden Alter durch feyerliche Gelübde zu einer unveränderlichen Lebensart verbinden, sich hiedurch auf beständig ihrer Freyheit und ihres Vermögens berauben, und sich zugleich denen Pflichten entziehen, die sie der bürgerlichen Gesellschaft schuldig sind; so schärfen wir nicht nur unser Decret vom 20 Nov. 1767. von neuem ein, und suspendiren die Einkleidungen in Bettelorden; sondern verordnen auch, daß in allen Regularorden, sowol denjenigen, in welchen izo die Einkleidung erlaubt ist, als in den andern, in welchen sie verbotten ist, (wenn sie sollten wiederum in ihre Freyheit eingesezt werden) keiner hinfüro angenommen, noch in keinen von besagten Regularorden oder Congregationen, die in Gemeinschaft leben, eingekleidet werden könne, wenn er nicht wenigstens ein und zwanzig volle Jahre zurükgelegt; ja es soll auch keiner Profeßion machen können, wenn er nicht in das Alter von 25 Jahren eingetreten, damit man eine vernünftige Sicherheit habe, daß seine Entschliessung reif und standhaft sey, und er einen wahren Fortgang, und einen heiligen Eifer in seiner ergriffenen Lebensart zeigen werde. In gemeldter Bedingung der Profeßion will man indessen diejenigen nicht begreifen, die etwa schon eingekleidet seyn möchten. Es wird auch vor diesem bestimmten Alter keiner in den Klöstern und Conventen, auch nicht einmal unter dem Vorwand

des Studierens, der Erziehung oder des Dienstes sich aufhalten können, ausgenommen in solchen, in welchen durch ein öffentliches Decret Pflanzschulen und öffentliche Collegien angelegt und errichtet sind. Sonsten wird jedermann daraus ausgeschlossen werden, und die Superioren sollen durch die Obrigkeit, oder durch den Rector, in dessen Gerichtssprengel sich der Ungehorsame befindet, aus allen unsern Landen verwiesen und verbannt seyn. Von diesem Geseze soll keine Dispensation können gegeben werden, als durch ein einstimmiges Decret des Collegii, und durch 5 Sechstel Stimmen des Senats.

IV. Alle Einkleidungen, Proben, die Profeßion und die Studien müssen nothwendiger Weise in den Staaten der Republik geschehen seyn, und es wird keiner können angenommen werden, der nicht ein geborner Unterthan wäre, oder die Anzahl der Familien und Provinztaxen vermehren würde, die durch unser öffentliches Ansehen sollen bestimmet werden. Es werden also alle diejenigen der Wohnung, Aggregation, Sohnschaft und aller Ehrenstellen, Stimmen und Rangs unfähig erklärt, welche nach diesem Geseze ausser dem Staat sich einkleiden, Profeßion machen, studieren und die Doctorwürde ergreifen, ohne die vorgeschriebene Methode und

ohne die Formeln, die wir durch mehrere Geseze und Decrete auf unserer hohen Schule von Padua vorgeschrieben und verordnet haben; zu welchem Ende der Name, das Vaterland, das Alter, bey dem Magistrat über die Klöster angezeigt, und deswegen die nöthige Einregistrierungen vorgenommen werden sollen.

V. Um die vollkommene Beobachtungen unserer vielfältigen Gesetze zu versichern, welche fremde Superioren verbieten, und aus den wichtigsten Beweggründen der innern Staatsöconomie, sollen die Klöster und die Ordensleute, von unsern Unterthanen beständig Superioren, Haushalter und Provinzialen haben, die ebenfalls geborne Unterthanen sind, und sich in dem Staat aufhalten; zu welchem Ende man sie von aller Verbindung mit auswärtigen Provinzen absondern, und sie mit den unserigen vereinigen, oder in besondern Congregationen zusammenschliessen solle, so, wie es die Nothdurft erheischen wird. Widrigenfalls wird man zu ihrer gänzlichen Auslöschung und Vertilgung schreiten müssen.

VI. Die Aemter, so zu Regierung der respectiven Provinzien nöthig sind, sollen durch geheime Stimmen, und zu denen von ihren eigenen Constitutionen bestimmten Zeiten, auf

den Provinzialcapiteln und Zusammenkünften erwählet werden, und die Superioren, Vicarien, Oeconomen, Procuratoren, Sacristanen der Convente und Klöster sollen auf eben diese Weise von den Provinzial-Definitoren, oder von den Capiteln ihrer respectiven Klöster, so wie es ihr eigenes Statut erfodert, erwählet werden. Es sollen aber sowol diejenigen, die Stimmen haben, als die Erwählten allemal gebohrne Unterthanen seyn, so wie von izo an die Eigenschaft der Generalconvente aufhören solle; denn von diesen gehet unsere Meynung dahin, daß sie der Provinz einverleibt, und der Wachsamkeit des Provinzialen unterworfen seyn sollen, der in unsern Staaten sich aufhält. Es soll niemand in seinem Amt selbst bestätiget werden können, als nach einer Contumaz, die so lange währt, als die Ordensregeln es befehlen. Die Erhaltung dieser Ordnung erachten wir vor nothwendig, um die despotische Regierung einiger wenigen, und die fehlerhafte Circulation der Klosterämter zu verhüten; daher man auch keine Obedienzien, die von andern Staaten herkommen, noch Dispensationen von jedweder Art wider unsere gegenwärtige Verordnung annehmen wird. Eben so wenig sind wir gesonnen, Visitatoren, Präsidenten, Generalvicarien, Commissarien und Correctoren anzunehmen, die von aussen her,

unter

unter welchem Vorwande es auch sey, uns möchten zugeschickt werden; wie sich denn der Senat vorbehält, den Dienst solcher Inspectoren von dem Papst zu erbitten, oder von den Generalen der Orden selbst zu fodern, wenn es die Nothwendigkeit der Klosterzucht in den Klöstern unserer Herrschaften also erfoderte.

VII. Die Orden, die man Bettelorden, Congregationen und Gesellschaften heißt, welche durch das Herkommen und durch Freyheitsbriefe berechtiget sind, liegende Gründe und Güter zu geniessen, werden, wenn sie so viel Gründe besitzen, als zu der vorgeschriebenen Anzahl von Mönchen zureichend ist, als unfähig erkläret werden, weiter zu betteln; wie man sich dann vorbehält, durch einen andern Schluß, dem Betteln anderer Orden abzuhelfen, welche keine liegende Gründe besitzen, und daher Quästuanten heissen, damit hinfüro die Weltlichen, und besonders die armen Landleute durch ihre Unbescheidenheit nicht beschweret werden.

VIII. Da die Gleichheit des Standes, und die genaue Gemeinschaft des Lebens die Hauptsache in der Klosterzucht ist, so solle sie hinfüro unveränderlich ohne Unterschied eines einigen Mönchen in allen Klöstern beobachtet werden,

so wie man mit vieler Erbauung und Ruhe dasselbe in vielen woleingerichteten und exemplarischen Conventen einiger Klöster beobachtet siehet; und werden allein die Ehrenstellen einige Ausnahme leiden, welche zu den Aemtern der Regierung und der Kirche nöthig sind, wie man denn auch denen Graduirten und Aeltesten, nach dem Verhältniß und nach den löblichen Gewohnheiten ihres Ordens, einigen Vorzug, Vorrang, Anciennete und besser Quartier gestatten wird.

IX. Die Klöster und Convente in unserer Stadt und in unserm Herzogtum auf dem festen Lande, und in Istrien, welche nach der verschiedenen obenbestimmten Beschaffenheit nicht liegende oder hinreichende Einkünften haben, um 12. Mönchen zu erhalten, und die daher auch so wie es in unserm Decret vom 30. Jenner 1766. eingeschärft ist, das Klosterleben nicht beobachten können, werden geleeret und aufgehoben, und ihre Wohnungen und Einkünften zur Erhaltung der Mönche unserer Landeskinder, so sich izo gesetzmäßig in denselben aufhalten, alsdann aber zum Besten vor Pfarrkirchen, und andern christlichen Gebräuchen und Liebeswerken verwendet werden. Zu diesem Ende werden die ausserordentlichen Abgeordneten dem Senat das Verzeichniß derselben vorlegen,

und

und von Kloster zu Kloster die Art und Weise anzeigen, wie man dasselbe aufheben, und was man davor verordnen könne, indem vielleicht nicht jedweder Ort der nemlichen Verfügung fähig ist.

X. In eben der Absicht, um die Mönchen nicht von der Klosterzucht und klösterlichen Verbindung zu entfernen, wird ihnen aufs schärfeste verboten, Pfarrstellen zu versehen, und die Seelensorge an solchen Orten zu übernehmen, wo kein Convent von ihrem eigenen Orden ist, das ist, wo sich nicht 12. im Kloster wohnhafte Mönchen aufhalten, die Pfarrstellen der Minorum observantium und Reformatorum in den Gegenden von Dalmatien und Albanien ausgenommen, welche aus öffentlichen Staats-Ursachen erlaubt sind. Es sollen daher auch zu den Pfarreyen, mit welchen eine Seelsorge verbunden ist, an solchen Orten, wo etwa die Mönche kein Convent haben, von den Regularorden selbsten, welche in dem Besitz des Ernennungsrechtes sind, Priester, so gebohrne Unterthanen seyn, ernannt, und innerhalb einer Zeit von 6. Monaten, von dem Tage dieses Decrets an gerechnet, den ordentlichen Vorstehern der Dioces, nebst einer Anweisung genugsamer Einkünfte, vorgestellet werden; worüber unsere öffentlichen Repräsentanten die ge-

naueste Wachsamkeit gebrauchen sollen, damit nach solchem Termin alle Regularen, welche noch nicht hinweggeschaft wären, entfernt, und weltliche Priester an ihre Stelle gesetzt werden.

XI. Da endlich die schädliche Unordnung, welche sich in unsern Staaten eingeschliechen, eine Verbesserung verdienet; da nemlich unter dem Vorwand von verschiedenen Nothwendigkeiten das Geld ausser den Staat verschickt wird, welches doch zur Erhaltung der Mönchen, die unsere Unterthanen sind, nöthig ist, so ertheilen wir deßwegen den Superioren und andern Vätern, welche über die Haushaltung und den guten Zustand ihrer Klöster gesetzt sind, den gemessenen Befehl, keine andern Auflagen und Contributionen zu bezahlen, als solche, welche kraft öffentlicher Decrete erlaubt sind, unter der Strafe, daß sie nicht nur von ihrem Amt sogleich abgesetzt werden sollen, sondern sich auch noch anderer schwerer Ahndung zu gewärtigen haben, wann in Revision der Rechnungen (worzu gemeldte Superioren allemal vom Magistrat über die Klöster ausserordentlich angehalten werden können) oder durch andere Kenntnisse, welche eben dieser Magistrat davon erfahren würde, es sich befinden sollte, daß sie in diesem Theil eines Ungehorsams überwiesen werden könnten.

Und

Und damit sich niemand mit der Unwissenheit entschuldigen könne, so wird gegenwärtiger Befehl gedruckt und kund gemacht, hernach denen Diöcesan-Prälaten eingehändigt, und in allen Klöstern, Conventen, und Häusern der Regular-Mönchen, so sich in denen respectiven Diöcesen befinden, und zwar in Ansehung der Hauptstadt und des Dogats, durch unsern Magistrat über die Klöster, in Ansehung des festen Landes und Istrien durch die öffentlichen Repräsentanten und Häupter der Provinz verbreitet werden. So wird er auch dem Savio des Raths, der über die Revision der Brevien gesetzt ist, und den Consultoren im Jure zu ihrer Nachricht und zur Vollstrekung übergeben werden. Den 9. Sept. 1768. auf den Treppen des heiligen Marcus, und von Rialto durch Joh. Bapt. Pace, öffentlichen Commendator publicirt.

Den neuesten Nachrichten aus Venedig zufolge; sind 73. Franciscanerklöster von allen 3. Orden, solchergestalt vermindert worden: 1.) die P. P. Minor. waren an der Zahl 524. izo 280. 2.) die P. P. Minor. observ. waren 1117. izo 576. 3.) die P. P Reformati 798. izo 393. 4.) die P. P. Capucin. 1306. izo 704. Folglich bleiben von 3745. annoch 1792. nach deren Tod aber auch der ganze Francisc. Orden aufhören soll; die abgedankten erhielten zur Heimsteuer, jeder 150. Ducaten.

Die

Die Reformation, die Kaiser Siegmund Ao. 1442. für das Concilium zu Basel gebracht hat, ist allzu merkwürdig, als daß ich nicht einige Auszüge hier mittheilen sollte.

Nun heb jch an von den Benedicten vnd Bernharditen das zwen hörrt örden seind. wann man sy hielt als jr vätter haben auffgesetzt so wären sy sälig vnd gut. sy seind aber zu beyden teylen ausgetretten vnd halten neuw regel als sy in füglich seind. sy sölten in jren klöstern sein beschlossen vnd nit zu der welt wandlen. Nun besingen sy pfarrkirchen vnd seind schier als weltlich als die layen. Sy haben zwing vnd penn. richter. vögt als grafen. sy vndersteen sich herrschaften zekauffen jr vätter sahen an das man mit reychtumb nit behalten mag werden sy stunden von allem gut Sy haben es alles verkert sy benügt nit. sy kauffen kirchen vnd bestätigen es von dem bapst vnd suchen darinn kein warheyt. sy klagen sich. nun seind sy verprunnen. dann haben sy krieg gehabt. vnd manig ding ziehen sy für vnd ist eins nit war vnd betriegen den bapst. Man sölt den notari prennen der sölliche instrument machet vnd zerstören vnd abthun die mit söllichen sachen vmbgeen dardurch die gantz cristenheit bekrennkt wirdt. Man soll in auch kein kirchen nicht lassen man soll in die nemen wo sie die haben. man solte in jr alte Regel fürlegen vnd söllen die halten. darumb das der scheyn des ordens nit verdammet werd wes sol sich die gemain cristenheyt

stenheyt fürsehen zu got zu keinen trost so die die grossen geistlichen schein tragen sölten von got schwärlich abgetretten haben. Man sol vor allen dingen allen jren kirchen allen klöstern. allen thumen was pfarrkirchen seind geheyssen nemen. vnd man sol sy in die ordnung setzen als vor steet von den pfarrkirchen. vnd man soll alle klöster beschliessen das die münch jren orden jm kloster halten als er auffgesetzt ist. so werden sy mit unß vnd wir mit in sälig. Item es soll ein yedes kloster eynen kastenuogt haben. der sol sy versorgen auff dem veld ob sy jcht do zeschicken haben. also das kein münch auff keyner straß funden werd. Wo man aber einen fund über land zewandlen es wär dann das einem vatter vnd muter abstürb oder sy in kranckheit zeuersehen vnd mit vrlaub seiner obersten. was anders wär so sol man in auffheben vnd in den kercker werffen. Es ist kein mittel mer zwischen layen vnd münchen mit spil mit zeren mit gespilschafft. Es geet nyemant mer ze herzen söllichs zereden was thut das gut das sy haben überkommen. yederman ist in zinßber. die layen fürchten in sy entgelten sein. yedermann helt sich dahin als er geniessen wil vnd schlecht das recht zu tucken. Die edlen vnd die reychen haben die klöster geäffet vnd haben sich jrer pfarrkirchen empfrembdet darumb geet es übel. Item die klöster söllen kein begrebtnuß haben. es sol yedermann zu der rechten pfarrkirchen lebent vnd tod sein. wiewol geschrieben steet das begrebtnus frey sölen sein das ist also. Aber solt man gemerkt haben do das decret gemacht ward das sölichs den pfarrkirchen so schedlichen sein würde es wär villeicht nye gemacht worden.

Man

Man sol es abthun vnd nymmer halten. wann sicher got hatt die pfarrkirchen in seiner genadenreichen hand so alle klöster zergeen. pfarrkirchen werden von tag zu tag geschwecht. Sy seind als fråvel sy predigen wider die pfarrkirchen vnd trucktens geren vnder. Aber was cristus geordnet hat das besteet pillichen das sol man auch beschirmen. das ůberig sol man halten als es von angende geordnet ist durch die die auch in das reych der hymel darmit kommen seind. Secht an kein bischoff kein abbt noch můnch wirt mer heylig darumb das sy wider ihr ordnung leben vnd gotes noch seiner werck nitt achten. sy bedůrffen schier kein babst mer. sy geben in von tag zu tag abplaß vnd freiheit wer widerruft es niemant. Der bischoff nit. warumb do ist er selbs eyn můnich. oder er wirt gestochen mit miet das es alles schlecht wirt. vnd fůrt ein plinder den andern in die grub. es ist vor augen das es nymmer mer zu recht mag kommen. greiff man es mit der gemain an kecklich on alles ablassen.

Item ein můnch der zweyer ȯrden sol haben viertzig guldin vnd nit mer die sol er haben in der gemain. wann sy sȯllen alles das zesamen thun vnd auß einem hafen essen. vnd alles das die regel außweiset halten.

Item ein Abbt sol haben achtzig guldin vnd sol allwegen mit dem convent essen es wende denn kranckheit Es sol bey in jn dem kloster niemandt wonen noch auff reyten es sey dann das er ein visitator sey oder beruffet sey zu einem capitel. Ein abbt soll seinen můnchen zulugen ein gut exempel vortragen das pricht jm kein glid.

Maniger

Maniger reyt in den tod von seines herren willen. vil mer ein Abbt vnd sein münch haben gott gelobt den orden zehalten oder man thu sy gar ab das ist nit wider got. Ein hoffertiger münch oder ein reycher münch oder ein gewaltiger münch der ist nichts wert. Sant Bernhart het einen münch do er starb do wurden hinter jm gefunden zwen pfening do hieß er in begraben in das vngeweicht O lieber got wie geet es nun wie ist es so gar erloschen.

Item man sol auch wissen das in manigem kloster viel münch seind. wo viertzig seind do sol man sy lassen absterben auff vierundzweintzig. und wo vierundzweintzig seind do soll es kommen auff zwelff. vnd wo zwelff seind do sol man es lassen kommen auf sechs oder acht zum mynnsten. das ist darumb wann die menig der personen laßt sich ye einer auff den andern. wo sechs oder acht seind in einem chor gotes diennst ist leütrer dann do vil seind. Sy müssen auch gleichlich daran sein wärlich vily der personen ist mer schendung vnd mißhellung dann es nütz ist.

Item all örden söllen auch lauter eingethan werden keiner ausgenommen die von den almusen leben vnd jr pfrund haben mügen die söllen sein in der ordnung als vorgeschriben steet.

Item sy söllen nicht beycht hören noch predigen es wär dann das es in einer stat notturfftig würd das sol geschehen mit eines bischoffs vrlaub vnd nit anders.

Item es söllen auß jren terminierern layprüder seyn die durch gotes willen den prüdern geren dienen wöl-

len

len vnd sol kein pruder geen der priester sey. sy söllen nit außgeen sy söllen got dienen vnd das almusen verdienen. Man sol in keinen geprechen lassen vnd willig sein zegeben. wann jr singen und lesen ist vnß troslich als es auch geordnet ist.

Man soll auch wissen das notturfftig ist alls vor geschriben steet von den bischofen und äpten vnd den geistlichen häuptern das sy kein schloß. vest non stett zwing noch pen haben söllen. noch recht ist. Sy söllen alle steen vnd vallen an einen römischen künig zu dem reych der sol sy zu leben machen den herren rittern und knechten vnd reychstetten darumb sy dem reych beystendig seyen vnd verhüten das dise ordnung vnd satzung nit geprochen werd. vnd sunderlich den die leben zu lösen kommen vom reych die kirchen gut niessent das gar schwärlich wider gott ist das sy nit als schwärlich verlieren vnd deßter willigklicher abstanden. wann in ist etlicher ein pfund geltz vom reych dann zehen pfunde kirchenguts. wann man doch der kirchen pillich dienen soll. dann niemand anders. wer aber nit geren absteen wölte den söllen die reichstett bey der vordern pen straffen es sey an Leib oder gut. aber es ist versehenlich sich setz niemand hie wider. dann die auch nit gutt cristen wöllen sein. do dienet man auch gott an das man sy vertreibt vnd abthut.

len vnd sol kein pruder geen der priester sey. sy söllen nit außgeen sy söllen got dienen vnd das almusen verdienen. Man sol in keinen geprechen lassen vnd willig sein zegeben. wann jr singen und lesen ist vnß trostlich als es auch geordnet ist.

Man soll auch wissen das notturfftig ist alls vor geschriben steet von den bischofen und äpten vnd den geistlichen häuptern das sy kein schloß. vest non stett zwing noch pen haben söllen. noch recht ist. Sy söllen alle steen vnd vallen an einen römischen künig zu dem reych der sol sy zu leben machen den herren rittern und knechten vnd reychstetten darumb sy dem reych beystendig seyen vnd verhüten das dise ordnung vnd satzung nit geprochen werd. vnd sunderlich den die lehen zu lösen kommen vom reych die kirchen gut niessent das gar schwärlich wider gott ist das sy nit als schwärlich verlieren vnd deßter willigklicher abstanden. wann in ist etlicher ein pfund geltz vom reych dann zehen pfunde kirchenguts. wann man doch der kirchen pillich dienen soll. dann niemand anders. wer aber nit geren absteen wölte den söllen die reichstett bey der vordern pen straffen es sey an Leib oder gut. aber es ist versehenlich sich setz niemand hie wider. dann die auch nit gutt cristen wöllen sein. do dienet man auch gott an das man sy vertreibt vnd abthut.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hopffgarten, Ludwig F. von

Versuch über den Charakter des Menschen und eines Volkes überhaupt

Leipzig 1773

Res/Anthr. 60 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913323-4
VD18 14558769-001